TARTU ÜLIKOOL
1632
UNIVERSITAS TARTUENSIS

Unter Tieren

Zweiter Band

Manfred Kyber

Unter Tieren

Zweiter Band

1.—10. Tausend

1926

Walter Seifert Verlag
Stuttgart-Heilbronn

Nachdruck verboten — Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1926 by Walter Seifert Verlag, Stuttgart-Heilbronn

Satz und Druck von Otto Weber in Heilbronn am Neckar

Inhalt

Ambrosius Dauerspeck und Mariechen Knusperkorn 9
Mutter 21
Die Eintagsfliege 27
Die Badekur 36
Welträtsel 50
Freundschaft 58
Karlchen Krake 66
Balduin Brummsel 79
Heldentum 86
Josua Kragenkropf und Jesaja Krallenbein 92
Der Oberaffe 102
Peter Plüsch 112
Nachruhm 120
Das Land der Verheißung
Der Weg in die Wildnis 135
Der erste Bruder 146
Die Kette der Dinge 157
Die Bärin und ihr Kind 168
Die irdene und die kristallene Schale . 183
Gottes Gäste 198
Das Land der Verheißung 210

Ambroſius Dauerſpeck und Mariechen Knuſperkorn

Der Hamſter Ambroſius Dauerſpeck war in ſeinen Bau gerutſcht, hatte ſorgſam die vollen Backentaſchen geleert und die koſtbare Getreideladung zu den anderen Vorräten verſtaut. Fünf große Speicher hatte er kunſtgerecht angelegt und alle fünf bis an den Rand mit Getreide, mit Erbſen und Puffbohnen gefüllt. Es war kaum noch etwas unterzubringen und mühſam ſtopfte er mit der Tatze die letzte Beute herein. Den Reſt ſteckte er unter ſein Ruhebett aus weichen Halmen. „Es kann einem mal flau werden," dachte er, „dann hat man ſtets eine Kleinigkeit bei der Pfote. Es iſt auch gut gegen Schlafloſigkeit, dazwiſchen etwas zu ſich zu nehmen, wenn man im Bett liegt." Dann kroch er nochmals in alle Zugangsröhren ſeiner Speicher und ſchnupperte befriedigt in jeden einzelnen hinein.

„Es wird reichen, es wird reichen," murmelte er und rieb ſich die weißen Pfoten,

„auch wenn es ein harter Winter wird, ich werde nicht ſehr abzunehmen brauchen, ich bin verſorgt und werde gut im Stande bleiben. Eine ſchöne Ernte war das dieſes Jahr, gar kein Hagel, Regen zur rechten Zeit, Sonne zur rechten Zeit — eine ſchöne Ernte."

Ambroſius Dauerſpeck hatte recht. Drei Hamſter hätten davon ſatt werden können. Aber er lebte hier allein, Gott ſei Dank, ja, ganz allein, und alle Vorräte würde er allein aufeſſen können.

Er ſetzte ſich auf ſein Ruhebett, ſtreckte wohlig die kleinen Glieder und erholte ſich ein wenig. „Was muß man ſich abrackern, um fett zu bleiben," dachte er, „wenn die Leute ahnten, wie ſchwer Fett verdient iſt!"

Dann begann er eifrig und behutſam den Boden ſeiner Wohnung mit den Tatzen zu fegen. Es mußte alles ſehr ſauber ſein, denn Ambroſius Dauerſpeck war ein ordnungsliebendes Geſchöpf.

Plötzlich ſtutzte er und ſpitzte die Ohren. Pfiff da nicht jemand draußen, ganz nahe vor dem Bau? Ambroſius Dauerſpeck richtete ſich auf den Hinterbeinen auf und ließ

die Vorderpfoten ſpaßhaft hängen, eine etwas tiefer als die andere, knurrte tief und hohl und knirſchte unſympathiſch mit den Zähnen. Solche Störungen konnten ihn unbeſchreiblich ärgern. Überhaupt, er ärgerte ſich leicht, trotzdem er ſo fett war. Wieder pfiff es, ganz deutlich und in einer ziemlich unverſchämten Weiſe. Ambroſius Dauerſpeck ſchnupperte beſorgt in der Luft, lief zum Eingang, fand ihn in Ordnung, lief wieder zurück, kroch die ſchräge Ausgangsröhre empor und ſpähte vorſichtig hinaus.

„Solch eine Frechheit — Mariechen Knuſperkorn!“ ſchrie er erboſt, „was fällt denn Ihnen ein, meine wirtſchaftliche Tätigkeit durch Ihre dummen Gaſſenhauer zu ſtören?“

Jenſeits des kleinen Baches, auf einem moosbewachſenen Stein, ſaß die Feldmaus Mariechen Knuſperkorn und pfiff.

„Wenn nicht der dumme Bach zwiſchen uns wäre,“ ſagte Ambroſius Dauerſpeck giftig, „dann würden Sie nicht einen Augenblick mehr zu leben haben. Aber mich ekelt's vor dem Waſſer und meine weißen Handſchuhe tun mir leid.“

„Das weiß ich, ach, das weiß ich,“ ſagte

Mariechen Knuſperkorn und verbeugte ſich mehrfach, „wenn der Bach nicht wäre — es iſt ein tiefer Bach, lieber Herr Dauerſpeck, ein ſehr tiefer Bach — nie hätte ich ſonſt gewagt, mich ſo nahe vor die Naſe Euer Gnaden zu ſetzen. Ach, ich arme Maus, ich arme Maus! Alles verfolgt mich und man will doch auch leben — ach, ich arme Maus!“ klagte ſie und wiſchte ſich ein paar Tränen aus den Augen mit dem Schnauzentuch aus einem Wegerichblatt.

„Das iſt kein Grund zum Heulen,“ ſchrie Ambroſius Dauerſpeck, „ich habe noch ganz andere Sorgen. Warum ſetzen Sie ſich hierher und pfeifen frivole Melodien? Arbeiten Sie lieber.“

„Frivole Melodien?“ jammerte die Maus, „mir iſt nicht nach frivolen Melodien zumute, ich kenne auch gar keine, nur einige alte troſtreiche Lieder für dieſe kummervolle Zeit. Ich pfeife bloß aus Hunger, lieber Herr Dauerſpeck, aus reinem Hunger — ach, ich arme Maus, ich arme Maus!“ Das Schnauzentuch trat erneut in Tätigkeit.

„Die will noch betteln,“ dachte Ambroſius Dauerſpeck und zog ſich unwillkürlich etwas

zurück. „Ja, ja, wer hat heute nicht zu klagen? Schlechte Zeiten, ſchlechte Zeiten," murmelte er und kratzte ſich ſorgenvoll den Kopf mit der Tatze.

„Ach, lieber Herr Dauerſpeck," ſagte Mariechen Knuſperkorn und faltete beweglich die Pfoten, „ich bin ſo ſehr hungrig, der Herbſt iſt da und die Felder ſind leer. Unterſtützen Sie mich und ſchenken Sie mir ein paar Getreidekörner aus Ihren vollen Speichern."

„Was?" ſchrie Ambroſius Dauerſpeck wütend, „volle Speicher? Bei mir? Sie ſind wohl um Ihr bißchen Mausverſtand gekommen, Mariechen Knuſperkorn? Ich habe ſelbſt nichts im Hauſe, nicht ein Korn, nicht eine Erbſe, nicht eine einzige Puffbohne. Ich kann den Winter einfach verhungern und an den Pfoten ſchnullen! Noch nie gab es eine ſo ſchlechte Ernte wie dieſes Jahr, alles iſt verhagelt, alles!"

„Ach, ich arme Maus, ich arme Maus!" klagte Mariechen Knuſperkorn.

„Warum haben Sie denn nicht ſelbſt Vorräte geſammelt, Sie törichte Perſon?" fauchte Ambroſius Dauerſpeck ſie an.

„Ich kann doch nicht so viel forttragen wie Sie, mein lieber Herr Dauerspeck," sagte Mariechen Knusperkorn, „ich kann doch nur mühsam eine Kornähre mit den Pfoten fassen und auf dem Heimweg geht über die Hälfte der Körner verloren. Sie haben doch die schönen Backentaschen, wo so viel hineingeht. Sie haben doch zwei richtige Markttaschen im Gesicht."

„Schöne Markttaschen," knurrte Ambrosius Dauerspeck, „das sind keine Markttaschen, mein liebes Mariechen Knusperkorn. Das sind eingefallene Wangen, jawohl, weil ich seit Wochen nichts Kräftiges mehr gegessen habe. Mein ganzes Fell hängt in Falten an mir herunter!" Er strich sich klagend mit der Tatze über den dicken Magen und hüstelte kummervoll in die hohle Pfote.

„Sie sehen gar nicht so mager aus," sagte Mariechen Knusperkorn, „außerdem sagten Sie doch eben, daß die Ernte verhagelt sei. Wie sollte ich dann Vorräte sammeln?"

„Ach, Unsinn, Mausgeschwätz," schrie Ambrosius Dauerspeck, „nichts ist verhagelt, es gab noch nie eine so schöne Ernte wie dieses Jahr."

„Aber dann ſind Ihre Speicher doch ſicher ganz gefüllt und Sie könnten mir ein paar armſelige Körner ſchenken, wenn es doch eine ſo ſchöne Ernte war.“

„Schöne Ernte, ſchöne Ernte,“ brummte Ambroſius Dauerſpeck, „bei anderen war es eine ſchöne Ernte, aber nicht bei mir. Auf meinen Feldern iſt gar nichts gewachſen. Ein Landwirt hat nie eine ſchöne Ernte. Wenn das Getreide Sonne braucht, regnet es, und wenn die Puffbohnen Regen brauchen, ſcheint die Sonne und ſie verdorren. Bei mir iſt alles verdorrt, was nicht verregnet iſt, und alles verregnet, was nicht verdorrt iſt, und was nicht verregnet und nicht verdorrt iſt, das iſt verhagelt! Machen Sie, daß Sie fortkommen, Mariechen Knuſperkorn, bei mir iſt nichts zu holen.“

„Ach, ich arme Maus, ich arme Maus!“ klagte Mariechen Knuſperkorn und ſchluchzte beweglich durch die Schnauze. Jeden hätte es erbarmt, nur nicht Ambroſius Dauerſpeck, denn bei ihm waren alle ſolchen Regungen verdorrt, verregnet und verhagelt.

„Übrigens,“ ſagte er bedenklich und richtete ſich mißtrauiſch auf den Hinterbeinen

auf, die eine Vorderpfote etwas höher als die andere, „es raſchelt da ſo eigentümlich um Sie herum. Sind Sie am Ende nicht allein? Es kommt mir was verdächtig vor bei Ihnen, Mariechen Knuſperkorn.“

Die Maus legte beteuernd die Pfote an ihre Bruſt.

„Ich — ich bin ganz allein,“ ſagte ſie, „wie ſollte ich wohl nicht allein ſein? Ich habe niemand, der ſich um mich kümmert, keine Familie, garnichts — ach, ich arme Maus, ich arme Maus!“

„Sie haben keine Familie?“ ſagte Ambroſius Dauerſpeck, „das iſt doch eine geradezu fellſträubende Behauptung! Sie haben eine ſo zahlreiche Familie, daß Sie ſich ſelbſt nicht mehr durchfinden können. Sie tun doch nichts anderes, als ſich vermehren, es iſt ja ſcheußlich, nur zuzuſehen, wie Sie alle paar Wochen neue Kinder kriegen. Ein anſtändiges Geſchöpf wie ich kriegt ſeine Kinder im Frühling und dann iſt Schluß — dann zieht man ſich auf ſich ſelbſt zurück und kümmert ſich um ſeine Wirtſchaft. Kein Wunder, daß euch alle freſſen, wo ihr euch ſo vermehrt.“

„Ach, lieber Herr Dauerſpeck," klagte die Feldmaus, „das iſt doch bloß Familienſinn, daß wir uns vermehren, denn wenn wir uns nicht ſo vermehren würden, gäbe es bald keine Mäuſe mehr."

„Das wäre ein großes Glück," ſchrie Ambroſius Dauerſpeck, „Mäuſe ſchmecken gut, aber ſie freſſen einem auch das Getreide und die Puffbohnen fort, die ganze ſchöne Ernte, die nur für die Hamſter da iſt."

„Es war doch garkeine ſchöne Ernte," meinte Mariechen Knuſperkorn, „und außerdem finde ich — es iſt eine Taktloſigkeit, jemand zu ſagen, daß er gut ſchmeckt, wenn man ſich friedlich mit ihm unterhält. Doch ich will nicht nachtragend ſein und ich will auch nichts geſchenkt haben. Wenn Sie mir aber eine Puffbohne geben, ſage ich Ihnen, wo noch ein ungemähtes Getreidefeld iſt."

Ambroſius Dauerſpeck fuhr ruckartig in die Höhe.

„Iſt das auch wahr?" fragte er und zog die Naſe in mißtrauiſche Falten. „Es raſchelt übrigens ſchon wieder ſo ſonderbar um Sie herum."

„Natürlich iſt es wahr," beteuerte Marie-

chen Knuſperkorn, „ich wäre ſelbſt ſchon lange hingegangen, aber für eine arme ſchwache Maus iſt der Weg zu weit, es iſt eine gute Stunde von hier und das halten meine kleinen Pfoten nicht aus. Darum und aus reiner Nächſtenliebe verrate ich Ihnen die koſtbare Stelle, bloß für eine Puffbohne, weil ich ſo ſehr hungrig bin."

„Das hätten Sie auch gleich ſagen können, ohne mich ſo lange aufzuhalten," meinte Ambroſius Dauerſpeck und tauchte in ſeine Behauſung unter.

Mariechen Knuſperkorn pfiff leiſe durch die Zähne und um ſie herum raſchelte es von lauter Mäuſen.

Ambroſius Dauerſpeck erſchien baldigſt wieder, mit einer Puffbohne in der Tatze. „Wo iſt die Stelle?" fragte er vorſichtig.

Mariechen Knuſperkorn wies mit der Pfote den Weg.

„Hier links hinunter, immer am Bach entlang, immer gerade weiter, dann rechts, dann grade, dann wieder links, dann rechts, dann links — wo die vielen Birken ſtehen, dort iſt das Feld, lauter dicke ſchwere Körner. Aber Sie müſſen immer links vom

Bache bleiben, ja nicht rechts, wo die Brücke von Steinen iſt, die auf meine Seite über den Bach hinüberführt, das wäre eine ganz falſche Richtung, in der Sie nur in die Irre gehen. Kehren Sie auch nicht zu zeitig um, eine gute Stunde müſſen Sie ſchon auf den Weg rechnen."

Ambroſius Dauerſpeck warf Mariechen Knuſperkorn die verſprochene Puffbohne zu. „Ich werde das Feld ſchon finden — es raſchelt aber doch wieder ſo ſonderbar um Sie herum," murmelte er und verſchwand im Dickicht.

— — —

Bald darauf ſetzten unzählige Mäuſe der Familie Knuſperkorn auf der Brücke von Steinen über den Bach und eilten in Ambroſii Dauerſpecks fünf gefüllte Speicher. Faſt eine Stunde brauchten ſie, um ihre Beute fortzuſchleppen. Nur wenig blieb verſtreut am Boden liegen.

„Eine ſchöne Ernte war das dieſes Jahr," ſagte Mariechen Knuſperkorn, „gar kein Hagel, Regen zur rechten Zeit, Sonne zur rechten Zeit — eine ſchöne Ernte."

Ambroſius Dauerſpeck gebrauchte dieſen

Winter eine unfreiwillige Entfettungskur, die ihm gesundheitlich vorzüglich bekam, aber seine Gesinnung ganz verdarb. Denn er hatte seitdem nur noch den einen Gedanken, Mariechen Knusperkorn aufzufressen. Doch Mariechen Knusperkorn war umgezogen — unbekannt wohin.

Mutter

In einem Heukorb oben auf der Dachkammer lag eine Katzenmutter mit zwei Katzenkindern. Die Kinder waren erſt vor wenigen Tagen zur Welt gekommen und ſie waren noch ſehr hilflos — kleine Pfoten hatten ſie, die immer ausrutſchten, und unverhältnismäßig große Köpfe mit blinden Augen, die ſich ſuchend im Magenfell der Mutter vergruben. Sehr ſonderbar ſahen ſie aus. Aber die Katze fand ſie über die Maßen ſchön, denn es waren ja ihre Kinder — das eine grau und ſchwarz getigert, wie ſie ſelbſt, eine Schönheit alſo, wie man wohl ohne falſche Beſcheidenheit ſagen durfte — das andere ganz der Vater, der bunt war, mit eleganten weißen Hoſen und weißen Handſchuhen und einem Tupf auf der Naſe, und der ſo gefühlvoll ſang. Wie hatten ſie beide ſo herrlich zuſammen geſungen an den erſten Märzabenden im Garten, zweiſtimmig, viele hübſche Lieder . . . Sehr begreiflich,

daß dieſe Kinder mit den kleinen rutſchenden Pfoten und den großen Köpfen ſo prachtvolle Geſchöpfe geworden waren, nicht nur Katzen, was an ſich ſchon der Gipfelpunkt iſt, wie jeder weiß, nein, Katzenkinder, wie ſie die Erde noch nicht geſehen! Stolz reckte ſich die Katzenmutter in die Höhe und betrachtete liebevoll ſchnurrend die kleinen Wunder ihrer Welt.

Hier dieſe angenehme Bodenkammer ſchien übrigens in jeder Hinſicht der richtige Ort zu ſein, ſtill und ungeſtört. Ein weicher heugefüllter Korb, warm und überaus geeignet für die erſten Kletterverſuche, viel Gerümpel ringsherum, voller Spannungen und Entdeckungsmöglichkeiten, freundlich vom Maimond beleuchtet, der durch die Fenſter lugte, weite Flächen zum Spielen, und dann — welch ein berühmtes Mausrevier, welch ein weites Gebiet zur ſachgemäßen Ausbildung der beruflichen Fähigkeiten!

„Ich ſollte doch ſelbſt mal ein wenig nach Mäuſen ſehen," ſagte die Katze, „die Kleinen ſchlafen und eine Ablenkung würde mir gut tun, Kinderpflege iſt angreifend und mir iſt auch ſo, als hätte ich Appetit."

Die Katze erhob sich vom Heulager, beleckte schnell noch einmal ihre Kinder und strich dann auf leisen Sohlen, schnuppernd, an Kisten und Körben entlang. Es hatte doch, auch wenn man allmählich etwas in die Jahre gekommen war, immer noch etwas angenehm Aufregendes, so nach Mäusen zu schnüffeln. Und jetzt — raschelte da nicht jemand? Roch es nicht so erbaulich nach Mäusen? War das nicht der feine Duft, unverkennbar für eine kätzliche Nase? Noch einige vorsichtige Schritte, auf Samtpantoffeln — niemand machte ihr das nach — und dann stand sie vor einem Mäusenest, in dem zwei kleine nackte Junge lagen.

„Bloß Junge?" dachte die Katze, „da wären die Samtpantoffeln überflüssig gewesen, die können weder laufen noch sehen. Es lohnt überhaupt kaum, zwei kleine Bissen, weiter nichts. Aber man kann ja immerhin, zur Stärkung sozusagen . . ."

Sie wollte zupacken. Aber etwas in ihr redete.

„Sie können weder laufen noch sehen, ganz wie deine Kinder. Sie sind völlig hilflos und die Mutter wird wohl tot sein. Sie

ſind ſo hilflos wie deine Kinder, wenn du nicht da biſt. Es iſt wahr, daß es Mäuſe ſind, aber es ſind kleine Mäuſe, ſehr kleine, es ſind Kinder — nicht wahr, du weißt es, was Kinder ſind?"

Es war die Mutterliebe, die redete, und in ihr redete die Alliebe, ihr künftiger Geiſt. Er kann nur reden in einer Mutterliebe, die ſehr groß iſt, ſo groß wie die Mutterliebe einer Katze, denn ſie iſt eine der größten.

„Nicht wahr, du weißt es, was Kinder ſind?" fragte die Stimme.

Die Katze beugte ſich herab, faßte die eine kleine Maus vorſichtig mit den Zähnen und trug ſie in ihren Heukorb. Dann ging ſie zurück und holte das andere Junge. Sie nahm beide an die Bruſt und ſäugte ſie, mit ihren zwei Katzenkindern zuſammen.

Die kleinen Mäuſe waren ſchon halb erſtarrt, aber ſie erwärmten ſich ſehr bald im Magenfell der Katze. Sie waren halb verhungert, aber ſie ſättigten ſich bald an der Bruſt der Katze. Sie fühlten ſich völlig geborgen bei einer Mutter und ahnten es nicht, daß dieſe Mutter eine Katzenmutter war. Wie ſollten ſie das wiſſen? Sie waren

blind und hilflos. Über ihnen lag ſchützend die krallenloſe, weiche, ſamtene Katzenpfote.

Die Katzenkinder wuchſen und die Mäuſekinder wuchſen, beide öffneten die Augen und das erſte, was beide ſahen, war die gleiche Mutter und die gleiche große Mutterliebe.

Sie waren Kinder und ſie ſpielten miteinander und die Maiſonne ſah zum Fenſter herein und ſpielte mit. Und ſie wob einen goldenen Schein um den Kopf der Katzenmutter.

Es iſt dies eine wahre Geſchichte. Sie iſt nur klein und doch iſt ſie ſehr groß. Es ward eine neue Welt in ihr geboren von einem kleinen Geſchöpf und in einer ärmlichen Dachkammer. Es wird auch nicht immer ſo ſein, noch lange nicht, aber es iſt ein großes Ereignis, daß dies geſchehen iſt. Die Geſetze der alten Welt ſind ſtark und ſchwer, aber ſie werden überwunden Stufe um Stufe, denn die Alliebe iſt eine lebendige Kraft in der Seele dieſer Erde. Langſam, ſehr langſam wird die neue Welt aus der alten geboren, und das geſchah ſchon oft in einer ärmlichen Dachkammer und die Menſchen wußten nichts davon. Die Menſchen wiſſen ſo wenig

und am wenigsten wissen die, welche am meisten zu wissen meinen. Sie wissen auch nicht, ob Tiere beten. Aber ich glaube, daß auch Tiere in ihrer Not eine Macht anrufen, die über ihnen ist — und wenn diese Katze bitten würde, die Mutter Gottes würde sie vor allen anderen erhören.

Die Maisonne wußte, was die Menschen nicht wissen. Denn sie wob einen goldenen Schein um den Kopf der Katzenmutter.

Die Eintagsfliege

Die Eintagsfliege entſchlüpfte dem Waſſer, kroch langſam ans Ufer und reckte die feinen Flügel in der Juniſonne. Eine Lebensform war beendet, eine andere begann. Wie ein ferner Traum verblaßte in ihr das Daſein als Larve, ein Daſein voll Raubgier und Hunger, beſchwert und gefeſſelt durch die Dichtigkeit des Waſſers. Etwas Neues begann, etwas immer Erahntes und doch erſt heute Wirkliches. Leichtigkeit und Licht waren die erſten Frohgefühle dieſer Wandlung, und Sinn des Lebens waren nun die blitzenden Schwingen in blauer Luft und goldenem Sonnenſchein. Frei von dem, was ſie einſt ſelber war, lockte ſie das neue Daſein zum Sylphentanz im Äther für ein ganzes, langes Leben von Morgen, Mittag und Abend — und flugfroh zitterten ihre Flügel, bereit zum Aufſtieg in die durchſonnte Unendlichkeit.

An einer ſumpfigen Stelle des Waſſers,

dem die Eintagsfliege zu neuem Leben entstiegen war, hockte ein dicker grüner Frosch und sah mit erheblichen Augen und völlig anders gearteten Gefühlen auf das seltsame Geschöpf.

„Das ist eine fette Person, die muß ich unbedingt auffessen," dachte er und sein reichlich bemessener Mund klappte appetitvoll auf und zu. Langsam und vorsichtig schwamm er näher, mit der Übung des beruflich Ausgebildeten.

Die Eintagsfliege dehnte wieder die Flügel und streckte die Glieder. Irgendeine Schwere war noch zu überwinden, schien es ihr, und plötzlich, einem unbewußten Willen folgend, kroch sie aus sich heraus, häutete sich und stand nun, neugeboren in jedem einzelnen Glied bis auf die federnden Schwingen, vor ihrer eigenen Maske, dem Abguß dessen, was sie gewesen und nun nicht mehr war.

„Nanu?" sagte der Frosch, „jetzt hat sich die fette Person verdoppelt. Das ist ja unerhört. Am Ende werden es noch drei? Welche ist fetter? Welche esse ich?" murmelte er und blieb unbeweglich sitzen, mit der gan-

zen Geduld des reifen und erfahrenen Froſches.

Am Uferrand pilgerten eine Ameiſe und ein Käfer. Es wanderten auch ſonſt noch an dieſem ſchönen Junitage viele mehrbeinige Leute umher, aber dieſe beiden hatten ſich zu einer zwangloſen Unterhaltung zuſammengefunden. Natürlich hatte die Ameiſe ſich vorher genau vergewiſſert, daß der Käfer Vegetarier war. Man weiß ja bei dieſer vielfältigen und beinreichen Familie nie, ob es nicht gerade jemand iſt, der Ameiſen verſpeiſt — die Fühler zittern einem, wenn man es nur ausſpricht — und unterhalten kann man ſich überhaupt erſt in Ruhe, wenn man ſorgſam geprüft hat, wer wen frißt. Aber dies hier war ein harmloſer Pilger in einfachem, braunem Kleide, ein wohlwollender Getreidekäfer.

„Ich muß immer ſo viel denken, wenn ich pilgere," ſagte der Käfer, „geht es Ihnen nicht auch ſo? Es iſt alles ſo merkwürdig."

„Das iſt eine ganz ungeſunde Lebensauffaſſung," meinte die Ameiſe, die mühſam einen Strohhalm mit ſich ſchleppte, „man muß tätig ſein und immer das Staatswohl

im Auge haben, das rein Praktiſche, wiſſen Sie."

„Es kommt aber doch auf gewiſſe Punkte an," ſagte der Käfer, „dieſe Punkte ſind eben das, worüber man unbedingt nachdenken muß. Ich bin, zum Beiſpiel, ſehr beſcheiden gekleidet, wie Sie gewiß bemerkt haben, aber ich habe auch Punkte auf meinen braunen Flügeln, ſehen Sie, hier — und hier — drei Punkte." Er zeigte mit dem einen Vorderbein rückwärts auf ſeine Flügeldecken.

Dem Froſch quollen die Augen. Sollte da neue Nahrung angekrochen kommen? Was verſchluckt man nun? Wie iſt das Leben doch verwickelt!

„Schauen Sie bloß," ſagte die Ameiſe und zeigte mit dem Fühler auf die Eintagsfliege und ihre zurückgelaſſene Haut, „da ſitzt jemand und ſitzt noch einmal da! So etwas iſt mir noch nicht vorgekommen."

„Erſtaunlich, ſehr erſtaunlich," ſagte der Käfer, „man wird die Punkte ſuchen müſſen, die hier aufzuklären ſind. Es muß doch einen Punkt geben, von dem aus man . . . ."

„Ach, hören Sie auf mit Ihren Punkten," ſagte die Ameiſe, „das muß man praktiſch

betrachten, volkswirtſchaftlich. Das eine muß die Perſon ſein, das andre die Garderobe. Die Garderobe bewegt ſich auch garnicht und die Perſon wackelt mit den Flügeln. Es muß eine leichtſinnige Perſon ſein, ſo bewegt man die Flügel nicht in anſtändiger Geſellſchaft. Aber dieſe Aehnlichkeit, welche die Garderobe mit der Perſon hat! Nein, ſo etwas iſt mir doch noch nicht vorgekommen und dabei habe ich den ſtaatlichen Eierkurſus durchgemacht und bin geprüfte Larvenpflegerin."

Im kleinen Käfer regte ſich eine große Ahnung. Hatte er nicht auch einmal ſo in der Enge einer Larve geſeſſen und dann war er frei geworden, frei, mehrbeinig und mit Punkten? Wie war das bloß geweſen?

„Mir iſt doch ſo, aber ich weiß nicht, wie — mir iſt aber wirklich ſo, nur kann ich mich nicht darauf beſinnen," ſagte er und kratzte ſich nachdenklich den Kopf mit dem Fühler.

„Das muß ich ergründen," ſagte die Ameiſe energiſch, „ich gehe ſchnell mal hinüber, bewachen Sie ſo lange mein Beingepäck."

Die Ameiſe lief eilig zur Eintagsfliege.

Dem dicken Froſch, der noch immer zuſah, traten die Augen ſozuſagen aus ihren Ufern.

„Sie intereſſieren mich volkswirtſchaftlich,“ ſagte die Ameiſe, „ſind Sie das hier noch einmal oder iſt das Ihre Garderobe?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte die Eintagsfliege, „es iſt etwas von mir, was unweſentlich war. Was ich ſelbſt bin, fliegt in ein Leben von Sonnenſchein.“

„Machen Sie nicht ſolche Phraſen,“ ſagte die Ameiſe, „es handelt ſich hier um eine volkswirtſchaftliche Frage, die ſich vielleicht unſeren ſtaatlichen Prinzipien nutzbar machen läßt. Wovon leben Sie?“

„Von Luft, Licht und Sonne,“ ſagte die Eintagsfliege.

„Das iſt Schwindel,“ ſagte die Ameiſe, „davon kann man einen Tag leben, nicht länger.“

„Ich lebe auch nur einen Tag,“ ſagte die Eintagsfliege, „einen Morgen, einen Mittag und einen Abend. Das iſt endlos, gar nicht auszudenken, nicht wahr?“

„Ein anſtändiges Geſchöpf lebt Jahre,“ ſagte die Ameiſe, „Frühling, Sommer, Herbſt und Winter.“

„Ich weiß nicht, was das iſt," ſagte die Eintagsfliege, „vielleicht gebrauchen Sie nur andere Ausdrücke. Alles Leben iſt doch nur Morgen, Mittag und Abend. Ich kann mir nichts anderes vorſtellen."

„Sie ſind eben nicht volkswirtſchaftlich und ſtaatlich gebildet," ſagte die Ameiſe.

„Haben Sie den Punkt gefunden?" rief der Käfer hinüber.

„Ach, Sie mit Ihrem Punkt!" ſagte die Ameiſe, „bewachen Sie lieber mein Beingepäck, das iſt der einzige Punkt, um den Sie ſich eben zu kümmern haben. Wenn ich wiederkomme und ich finde mein Beingepäck nicht mehr, dann trommle ich Ihnen auf Ihren drei Punkten herum, daß Sie alle anderen Punkte vergeſſen."

„Ich ſitze auf Ihrem Beingepäck," ſagte der Käfer, „mehr kann man wahrhaftig nicht tun — aber es muß doch einen Punkt geben . . . ."

Der Froſch konnte ſich jetzt nicht mehr beherrſchen. Er ſprang mit einem Satz auf die Hülle der Eintagsfliege zu. Dieſe von den beiden fetten Perſonen ſchien ihm am fetteſten. Die Eintagsfliege ſpannte die

Flügel weit aus und flog in Licht, Luft und Sonne hinein und hinter ihr blieb, weſenlos und unweſentlich, das, worin ſie einmal war — ihr Kleid. Ein neues Daſein begann — Morgen, Mittag und Abend.

„Das iſt ja gar keine Perſon, ſondern ein Futteral," quakte der Froſch wütend und ſetzte erboſt ins Waſſer zurück.

Die Ameiſe war zum Käfer zurückgeeilt und nahm ihr Beingepäck wieder in Empfang, ohne ſich zu bedanken.

„Die Perſon ſagt, ſie lebt von Luft und Sonne," erzählte ſie, „ſie lebt nur einen Tag, ſagt ſie, Morgen, Mittag und Abend. Es iſt eine Schwindlerin. Ich dachte es mir gleich, als ſie ſo mit den Flügeln wackelte, es iſt eine leichtſinnige Perſon."

„Morgen, Mittag und Abend," ſagte der Käfer und rieb ſich den Kopf mit dem Fühler. „Man muß aber doch einen Punkt finden können, irgendeinen Punkt . . ."

Mehrbeinig und mühſam pilgerten beide weiter. Der Froſch ſaß dick und grün im Sumpf und hatte eine geſchwollene Kehle vor lauter Ärger. Die Eintagsfliege gaukelte mit blitzenden Schwingen im Lich-

tertanz eines neuen Daſeins — für einen Tag, für Morgen, Mittag und Abend.

Aber was iſt ein Tag? Ein Augenblick und tauſend Jahre ſind gleich flüchtig und wandelbar — man muß doch wohl den einen Punkt finden, wie der kleine, pilgernde Käfer ſagte, irgendeinen Punkt . . .

Sind wir nicht alle Eintagsfliegen, laſſen wir nicht auch Larven zurück, die uns gleichen, und haben damit doch nur Erde und Sumpf verlaſſen, um unſere Schwingen zu ſpannen im blauen Äther durchſonnter Ewigkeit? Jede Gegenwart trägt ihr rätſelvolles Zeichen des Künftigen und in allem Daſein atmet die große Ahnung kleiner Käfer: alles Leben iſt Morgen, Mittag und Abend und, über Nacht, das Frührot einer neuen Sonne — alles Leben iſt ewige Oſtern.

Die Badekur

Ein alter Affe ſaß auf einem Kokosbaum und brummte böſe. Er war ſehr verſtimmt, denn er hatte Rheumatismus in den Beinen. Es war kein gewöhnlicher Affe, ſondern das Haupt einer zahlreichen Familie, ein Affenbürgermeiſter. Wenn ein gewöhnlicher Affe Rheumatismus hat, ſo iſt das nur ſtörend für ihn ſelbſt, wenn aber ein hochgeſtellter Affe Rheumatismus hat, ſo iſt das nicht nur ihm ſelber unangenehm, ſondern auch überaus peinvoll für ſeine Umgebung.

Alle Affen dieſer Familie empfanden das, denn wenn jemand dem alten Affen „Guten Morgen, Euer Fellgeboren," ſagte, ſo fletſchte er die Zähne und wenn ihn jemand nach ſeinem Befinden fragte, ſo gab er dem Teilnahmsvollen eine Ohrfeige oder trat nach ihm mit dem rheumatiſchen Bein. Es war eben ein hochgeſtellter Affe.

Man sah allerseits ein, daß das so nicht weitergehen konnte, und man beschloß im engeren Affenrat, diesen hochgestellten Rheumatismus zu heilen. So kam man überein, zwei alte Marabus zu konsultieren, berühmte Ärzte und Autoritäten auf ihrem Gebiet. Die beiden Marabus kamen bereitwillig, sie waren wohlwollende Herren, und der Fall interessierte sie sachlich, denn ein hochgestellter Rheumatismus ist nichts Alltägliches.

Der eine Marabu hatte noch ein wenig Federflaum auf dem Kopfe, er war Medizinalrat, der andere hatte einen ganz kahlen Kopf und war Geheimer Medizinalrat. Beide gingen auf hohen dünnen Stelzen und hatten einen großen Schnabel.

Der alte Affe war knurrend vom Baum gestiegen und zeigte mürrisch seine Beine. Die Marabus verbeugten sich weltmännisch und plusterten sich vor Sachverständnis. Sie fühlten dem alten Affen mit der Kralle den Puls und betasteten und beäugten die rheumatischen Beine.

„Äußert sich Ihr Rheumatismus in sehr hinderlicher Weise?“ fragte der Medizinal-

rat und sah den alten Affen von einer Seite an.

„Beim Klettern, rein beruflich, hindert er mich eigentlich weniger," sagte der alte Affe, dem die beiden Medizinalräte sehr imponierten, „aber in Familienangelegenheiten wirkt er überaus störend. Wenn ich, zum Beispiel, einen meiner Angehörigen trete, so merke ich deutlich, daß dies nicht mehr mit der gewohnten jugendlichen Schwungkraft und für mich selbst nicht schmerzlos vor sich geht. Ich habe schon in letzter Zeit auf diese mir liebe Gewohnheit verzichten müssen und mich mit Ohrfeigen begnügt. Auf die Dauer aber ist mir das nicht bekömmlich und es untergräbt auch meine Autorität."

„Begreiflich, sehr begreiflich," sagte der Geheime Medizinalrat, „also eine Störung der familiären, als auch der sozialen Tätigkeit von bedenklicher Wirkung."

„Es scheint mir Muskelrheumatismus zu sein," sagte der Medizinalrat und kratzte sich mit der Kralle den Flaum auf dem Kopf, „rheumatismus musculorum."

„Es könnte auch Gicht sein," sagte der

Geheime Medizinalrat und hüstelte durch den Schnabel, „arthritis urica mit der Prädilektionsstelle des großen Zehs. Die klinischen Untersuchungen hierüber sind noch nicht abgeschlossen."

„Ich trete meine Angehörigen mit der Fußsohle und nicht mit dem großen Zeh," sagte der alte Affe.

„Ein wertvoller Hinweis," sagte der Medizinalrat, „ein sehr wertvoller Hinweis von großer Tragweite. Ich möchte mich doch für rheumatismus musculorum aussprechen, Herr Kollege. Wie wäre es mit der autosuggestiven Methode? Sagen Sie einmal deutlich und vernehmbar vor sich hin, mit innerer Ueberzeugung: ich habe keinen Rheumatismus mehr, es geht mir mit jedem Tage besser."

„Es geht mir mit jedem Tage besser," sagte der alte Affe, „ich habe keinen Rheumatismus mehr."

„Sagen Sie weiter," riet der Geheime Medizinalrat, „sagen Sie: ich trete meine Angehörigen bequem und schmerzlos, es gibt überhaupt keinen Rheumatismus."

„Ich trete meine Angehörigen bequem

und ſchmerzlos," wiederholte der alte Affe, „es geht mir mit jedem Tage beſſer, es gibt überhaupt keinen Rheumatismus — ach, wie's mich jetzt wieder reißt!"

„Die autoſuggeſtive Methode ſcheint ſich in dieſem ſpeziellen Falle nicht zu bewähren," ſagte der Geheime Medizinalrat, „die kliniſchen Unterſuchungen hierüber ſind noch nicht abgeſchloſſen."

„Es iſt ein hartnäckiger Fall," ſagte der Medizinalrat, „rheumatismus musculorum chronicus. Ich würde eine Badekur in Vorſchlag bringen, Schlammbäder, balnea limosa."

„Baden tue ich auf keinen Fall," ſagte der alte Affe, „ich will zu Hauſe bleiben — bleibe auf deinem Baum und nähre dich redlich."

„Begreiflich, ſehr begreiflich," ſagte der Geheime Medizinalrat, „vielleicht verſuchen wir es noch mit der Pſychoanalyſe. Haben Sie nicht einen dunklen Punkt in Ihrem Leben? Denken Sie ſcharf nach, ſehr ſcharf und ſeien Sie ganz offen gegen ſich ſelbſt und gegen uns — vielleicht kommen wir dann der Urſache dieſes rheumatismi musculorum auf die Spur."

„Wenn ich offen ſein ſoll," ſagte der alte

Affe, „ſo wünſchte ich, dieſe beiden kakelnden Marabus ließen mich in Ruhe, und dunkle Punkte habe ich keine gehabt außer Flöhen, und die konnten mir keinen Rheumatismus übertragen, ſie haben ſelbſt keinen, denn es ſind ſehr bewegliche Leute."

„Ich bin doch für die Badekur," ſagte der Medizinalrat.

„Ich will wieder auf meinen Baum," ſagte der alte Affe und ruderte mit ſeinen langen Armen auf eine Kokospalme zu. Aber die Familie lief hinter ihm her und hing ſich an ſeinen Schwanz. Alles redete ſchnatternd auf ihn ein, er möge doch dieſe wunderbare Badekur verſuchen und die Marabus wären wirkliche Kapazitäten.

„Es iſt ganz nahe von hier," ſagte der Medizinalrat, „ein vornehmes und ſehr komfortables Bad. Die Badefrau iſt eine gute Bekannte von mir, eine würdige und zuverläſſige Dame, über hundert Jahre alt, es iſt alle Bequemlichkeit vorhanden und die Badeeinrichtungen ſind nach europäiſchem Muſter."

Beide Medizinalräte nahmen den alten Affen in ihre Mitte und führten ihn nach

dem Badeort. Sie ſtelzten hochbeinig und würdevoll, ſie geſtikulierten mit den Flügeln und redeten eifrig über den rheumatismus musculorum. Die ganze Affenſchar folgte ihnen ſchnatternd und voller Erwartung.

Bald waren ſie angelangt. Es war ein ſehr vornehmer Badeort, am Ufer des Nils, wirklich ganz europäiſch und voller Schlamm. Auf den Bäumen am Ufer ſaßen die Papageien, einer bunter als der andere, und ſchwatzten über die neueſten Nachrichten. Der Badeſtrand war frei und wurde gerade von einem Rhinozeros glatt getrampelt.

„Iſt das die Badefrau, mit zwei Hörnern auf der Naſe?“ fragte der alte Affe beſorgt.

„Nein, das iſt die Obrigkeit dieſes Badeortes,“ erklärten die Marabus, „ſie trampelt alles zuſammen, damit es einheitlich ausſieht. Es iſt überhaupt ein ganz europäiſcher Ort.“

Das Rhinozeros trampelte emſig, ſchnüffelte mit der Naſe in allem herum und ſteckte ſein Horn in Dinge, die es nichts angingen. Wenn es etwas ganz Zweckloſes fand, dann grunzte es vor Vergnügen.

„Muß die Obrigkeit ſo ſein?“ fragte der alte Affe.

„Über das Weſen der Behörden ſind die kliniſchen Unterſuchungen noch nicht abgeſchloſſen,“ ſagte der Geheime Medizinalrat.

„Hier der große dicke Herr iſt der Bademeiſter,“ ſagte der Medizinalrat und zeigte mit dem Flügel auf einen Elefanten, der den langen Rüſſel hin und her bewegte. „Er ſpritzt Sie nach dem Bade mit ſeinem Schlauch ab. Er tut das aus lauter Gefälligkeit, es iſt ein ſehr wertvolles therapeutiſches Mittel. Dazwiſchen trompetet er, um die Badekapelle zu erſetzen. Eine ſolche haben wir noch nicht, wir ſtehen aber mit einigen Hyänen in Verhandlung, die regelmäßig jeden Abend Wüſtencouplets ſingen ſollen. Leider verlangen ſie für ihre Mühe, jemand aufzufreſſen, und ſo lange wir noch nicht viel Badegäſte haben, iſt uns das zu koſtſpielig. Hier dieſe kleinen Äffchen hauſieren, Sie ſehen, es iſt ein richtiges Modebad.“

Die drei kleinen Affen tanzten eifrig um den alten Affen herum.

„Fellkratzen, Friſieren, Flöhe fangen,

Läuſe ſuchen — koſtet eine Banane — im Abonnement billiger!" rief der eine.

„Ach was," knurrte der alte Affe, „mein Grundſatz iſt: lauſe zu Hauſe! Ich wollte, ich wäre auf meinem Baum."

Die beiden anderen Äffchen näherten ſich.

„Trockene Blätter zum Frottieren gefällig? Eine Dattel das Stück, ſchöne trockne Frottierblätter!"

„Kokosſchalen, Schilfringe, hübſche Andenken gefällig?"

„Ich werde auch ſo an dieſes Bad denken, ſo lange ich lebe," ſagte der alte Affe.

„Hier iſt die Badeſtelle," ſagte der Geheime Medizinalrat, „Sie brauchen nur die Beine mit dem rheumatismus musculorum hineinzuſtecken, wenn es Ihnen unangenehm ſein ſollte, ganz unterzutauchen. Wenn die Beine drin ſind, zieht es das Blut nach unten."

„Und die Flöhe nach oben," ſagte der alte Affe.

Aus dem Fluſſe klang ein ſchreckliches Schnarchen, Grunzen und Gurgeln und ein gewaltiges Nilpferd tauchte auf.

„Die Badefrau!" rief der Medizinalrat

erfreut und winkte mit der Kralle, „dieſer Patient will ein Schlammbad nehmen, balnea limosa, er leidet an rheumatismus musculorum.“

„Das iſt die Badefrau?!“ ſchrie der alte Affe, „ich will nach Hauſe! Ich will auf meinen Baum!“

Die Badefrau lächelte mit einem Munde von einigen Metern und machte ſich daran, das Schlammbad aufzuwühlen, was ihr vorzüglich gelang, denn es war eine ſehr erfahrene und tüchtige Perſon.

„Ich will nach Hauſe!“ ſchrie der alte Affe und ſchob die dünnen Stelzen der beiden Medizinalräte beiſeite.

„Hinein mit Ihnen!“ kommandierte das Rhinozeros, „machen Sie keine Umſtände, andere wollen auch noch baden und ich ſelbſt will hinein!“

„Bitte, bitte, nach Ihnen, nach Ihnen,“ ſagte der alte Affe, aber ſchon fühlte er das obrigkeitliche Horn der Naſe im Rücken und fiel kopfüber ins Waſſer, beinahe in die Arme der Badefrau.

In einer Sekunde war er wieder draußen, grün und unkenntlich vor Schlamm.

In dieſem Augenblick ſpritzte der Bademeiſter mit ſeinem Rüſſel und dem alten Affen war es, als ſauſe der rheumatismus musculorum aus den Beinen in die Hände, aus den Händen in den Kopf, aus dem Kopf in den Schwanz und aus dem Schwanz heraus. Denn der Elefant war ein Meiſter der Douche. Die Marabus kakelten beifällig, die Badefrau lächelte freundlich und die Affenfamilie johlte vor Vergnügen.

Neben der Badefrau aber tauchte ein Krokodil auf, grünlich und mit blinzelnden Augen.

„Maſſage gefällig?“ fragte es und zeigte empfehlend die Tatzen, „Maſſage gefällig?“

Der alte Affe ſprang mit einem unwahrſcheinlich großen Satz vom Badeſtrand fort in einen ſicheren Hintergrund.

„Wie denken Sie über den Fall, Herr Kollege?“ fragte der Geheime Medizinalrat, „iſt dies eine geprüfte Maſſeuſe?“

„Mir ſcheint, dies iſt mehr eine Maſſeuſe, die andere geprüft hat,“ ſagte der Medizinalrat.

„Über die Zweckmäßigkeit der Maſſage mit Krokodilstatzen ſind die kliniſchen Unter-

ſuchungen noch nicht abgeſchloſſen," ſagte der Geheime Medizinalrat.

„Ich kenne dieſe Maſſeuſe," ſagte der Medizinalrat, „ſie hat einmal einen Patienten von mir maſſiert, der ebenfalls an rheumatismus musculorum litt. Der Rheumatismus verlor ſich bei der Maſſage, aber der Patient auch. Ich habe ſeitdem dieſe Maſſeuſe nicht mehr empfehlen können, Herr Kollege."

„Begreiflich, ſehr begreiflich, Herr Kollege," ſagte der Geheime Medizinalrat, „es ſtehen immer noch manche Ärzte auf dem Standpunkt, daß die Beſeitigung der Krankheit nicht unbedingt mit der gleichzeitigen Beſeitigung des Patienten erfolgen müſſe. Aber auch hierüber ſind die kliniſchen Unterſuchungen noch nicht abgeſchloſſen."

Beide ſahen ſich nach dem alten Affen um. Aber der war verſchwunden und die ganze Affenfamilie mit ihm. Sie hatten den Anblick der Maſſeuſe nicht ertragen können.

— — —

Am anderen Tage machten ſich die beiden Medizinalräte auf den Weg, um dem alten Affen einen Krankenbeſuch abzuſtatten.

Sie kamen aber nicht weit. Der alte Affe saß auf seinem Baum und schmiß mit Kokosnüssen.

Die eine Kokosnuß traf den Medizinalrat auf den Kopf, so daß er eine Beule davontrug, die erheblich schwoll.

„Ich muß diese Beule kühlen, Herr Kollege," sagte der Medizinalrat, „auch habe ich den unbestimmten Eindruck, als ob wir von dem geplanten Krankenbesuche lieber absehen sollten."

„Begreiflich, sehr begreiflich, Herr Kollege," sagte der Geheime Medizinalrat, und beide zogen sich an einen Bach zurück.

Hier kühlte der Medizinalrat seine Beule und der Geheime Medizinalrat trug das Ergebnis der Badekur sorgsam in sein Krankenbuch aus Palmenblättern ein.

Er buchte mit wissenschaftlicher Genauigkeit:

„Patient ein hochgestellter Affe — rheumatismus musculorum in den Beinen — autosuggestive Methode und Psychoanalyse vergeblich — Badekur, Schlammbad, balnea limosa — Patient geheilt, schmeißt jedoch mit Kokosnüssen, jactatio nucis — bis zur Beulenbildung beim behandelnden Medi-

zinalrat, Kopfbeule, tumor capitis. — Ob jactatio nucis Folgeerscheinung von balnea limosa oder Nachkrankheit von rheumatismus musculorum, darüber sind die klinischen Untersuchungen noch nicht abgeschlossen."

Welträtſel

Das Huhn Dorothea Silberbein trat aus der Scheune und begrüßte leiſe gackernd den Morgen. Der Torbogen ſpannte ſich hoch und weit über ihm — ein Rieſenrahmen, der, wie ſo oft im Leben, in keinem Verhältnis ſtand zur Kleinheit ſeines Darſtellungsobjekts. Das Huhn merkte nichts davon. Es ſah ſich friedlich und freundlich nach allen Seiten um, voller Wohlwollen gegen alle Welt und voller Befriedigung über das eigne, eiererfüllte Daſein. Dann ging es langſam einige Schritte, kratzte mit dem linken Fuß, kratzte mit dem rechten Fuß, trat vorſichtig zurück und betrachtete das Feld der Unterſuchung mit ſeitlich gebeugtem Kopf und einem Auge. Denn es iſt ſo eingerichtet. Oft fand es ein Korn, oft fand es keines. Beides nahm das Huhn ergeben und freundlich hin. Dann reckte es den Hals. „Ach, was hab ich zu tun — ach, ach, ach, was hab ich zu tun!“ ſagte das Huhn.

Auf dem Miſthaufen ſtand der Hahn Arminius Silberbein und blickte verachtungsvoll auf alles herab, was nicht auf dem Miſthaufen ſtand.

„Ach, was hab ich zu tun — ach, ach, ach, was hab ich zu tun!“ gackerte Dorothea Silberbein.

„Du haſt garnichts zu tun,“ ſagte Arminius Silberbein und ſchlug großartig mit den Flügeln.

„Ich habe nichts zu tun?“ ſagte Dorothea Silberbein gekränkt, „wer legt denn die Eier, wenn nicht ich? Erſt heute früh hab ich ein Ei gelegt. Die Welt weiß noch garnicht genug, ein wie ſchönes Ei ich heute gelegt habe — ach, was für ein Ei — ach, ach, ach, was für ein großes Ei!“

„Als ob Eierlegen eine Tätigkeit wäre!“ ſagte Arminius Silberbein und kratzte hochmütig auf dem Miſthaufen.

Unten, auf der breiten Straße des dörflichen Lebens wackelte eine Ente. Sie hieß Emilie Schlapperfuß, hatte meiſt naſſe Füße, was bei ihr naturgemäß war, und kleine freundliche Augen. Ferner hatte ſie und das vor allem anderen, als Hauptſache ihres

Daſeins, einen ganz erheblich von Gott geſegneten Appetit und zwar einen dauernden, man kann beinahe ſagen, pauſenloſen Appetit. So rutſchte und torkelte ſie, eine friedvolle und ſchwankende Maſſe von Fett und Federn umher und ſchaufelte raſtlos und freudig Nahrung in ſich hinein.

„Was iſt ſonſt eine Tätigkeit, wenn Eierlegen keine iſt?“ fragte Dorothea Silberbein und ſah den Hahn mit einem Auge an.

„Eine Tätigkeit iſt, wenn man auf dem Miſthaufen ſteht und kräht, hoch erhaben über aller Erde,“ ſagte Arminius Silberbein würdevoll und krähte laut und ſieggewohnt, ſo daß Emilie Schlapperfuß erſchrocken zuſammenfuhr.

„Wo wärſt denn du ſelbſt, wenn die Eier nicht wären?“ ſagte Dorothea Silberbein, „du haſt doch auch mal in der Schale geſeſſen und biſt mühſam ausgebrütet worden. Als du auskrochſt, haſt du nicht mehr als Piep ſagen können und jetzt hockſt du auf dem Miſthaufen und krähſt große Töne!“

„Ich weiß nichts von Eiern,“ ſagte der Hahn, „man weiß nur etwas, wenn das Selbſtbewußtſein beginnt, und das begann

bei mir, als ich das erſte Mal den Miſthaufen beſtieg und krähte. Von dann ab lebe ich, von dann ab war ich da — der Mann, der hoch über der Welt auf ſeinem Miſthaufen ſteht und kräht. Nur Hühner reden von Eiern. Der Hahn iſt da, wie der Miſthaufen da iſt. Der Hahn und der Miſthaufen ſind Gipfel, als ſolche unerreicht und unerklärlich, ſie ſind die Welträtſel an ſich!"

„Wie meinten Sie, bitte?" ſagte Emilie Schlapperfuß und ſah den Hahn mit ihren kleinen Augen an, freundlich und mit einem vollſtändig problemloſen Geſichtsausdruck.

„Ich habe dich doch ſelber ausgebrütet, mein Jungchen," ſagte Dorothea Silberbein, „alles iſt Ei—ach, was für ein Ei—ach, ach, ach, was für ein Ei — ach, ach, ach, was für ein Ei!"

„Hör auf mit deiner Gackelei," ſagte Arminius Silberbein, aber er kratzte nachdenklich auf ſeinem Miſthaufen und überlegte beſorgt: „Sollten am Ende die Frauen anfangen, zu denken, und es käme eine neue Zeit? Wo bliebe dann der überlieferte Miſthaufen und die Hähne als Herren der Welt, weil ſie krähen? Denn, ehrlich geſtanden, mehr als krähen können wir eigentlich nicht."

Ob eine neue Zeit kam, iſt hier nicht zu entſcheiden. Aber ein Sturm zog heran, ſchnell, dunkel und drohend. Dorothea Silberbein bemerkte das. Ein Huhn iſt einem Orkan ſozuſagen unkongenial. Das Huhn ſah das ein und verzog ſich eilig in den Hühnerſtall. „Ach, was hab ich zu tun — ach, ach, ach, was hab ich zu tun," ſagte es ſeufzend und verſchwand in ſeiner Behauſung zu Eiern, Eiern und abermals Eiern. Denn heute abend wollte Dorothea Silberbein anfangen zu brüten — kleine Kücken, Hühner, die wieder Eier legen würden und Hähne, die ſtolz auf dem Miſthaufen ſtehen würden und krähen!

„Wie meinten Sie, bitte?" ſagte Emilie Schlapperfuß, als der erſte Windſtoß über die Straße fegte. Auch eine Ente iſt einem Orkan gegenüber ſozuſagen unkongenial. Aber Emilie Schlapperfuß war das nicht klar ins Bewußtſein getreten. Sie legte ſich nur platt auf den Bauch und überließ alles Weitere der Anziehungskraft der Erde. Dieſe Kraft kümmert ſich durchaus um ſolche Dinge. Sie wirkt wohltätig in zahlreichen Fällen und ſorgt dafür, daß Hühner, Gänſe

und Enten nicht in den Himmel fliegen. Sie bewahrte auch Emilie Schlapperfuß. Der Sturmwind drehte sie bloß einmal herum, so daß sie um die eigene Achse glitschte und dann erfreut und unbekümmert ihre Nahrung statt westlich östlich in sich schaufelte.

Nur der Hahn Arminius Silberbein war standhaft auf dem Misthaufen geblieben. „Die Frauen fangen an zu denken und ein Sturm kommt. Das ist die neue Zeit. Ich will sie empfangen und sieghaft überstehen," krähte er großartig und stellte sich mit gespreizten Flügeln dem Sturm entgegen.

In einem einzigen Augenblick war er nach unten gefegt und der überlieferte Misthaufen war regellos durcheinandergeworfen, nur oberflächlich natürlich, denn ein richtig angelegter und überlieferter Misthaufen ist ein sehr festgefügtes Ding und nicht so leicht in seiner Innerlichkeit zu erschüttern. Arminius Silberbein aber sah scheußlich aus, mit zerzausten Federn saß er auf der Straße und besah sich den Misthaufen von unten — eine gestürzte Größe. Sollte am Ende doch eine neue Zeit gekommen sein?

Abends im Hühnerhaus brütete Dorothea

Silberbein über Eiern und Arminius Silberbein über Problemen. Hoch über dem Miſthaufen draußen, dem Thron aller Hähne, ſtanden ewige funkelnde Sterne, Welten und Welträtſel. In den Eiern regte ſich leiſe neues Leben, Welten und Welträtſel im Kleinen, den Sternen und allem Ewigen verwandt.

„Das mit den Eiern iſt natürlich Unſinn," ſagte Arminius Silberbein, „das Welträtſel beginnt, wo das Selbſtbewußtſein beginnt, alſo beginnt es beim Hahn, wenn er auf dem Miſthaufen ſteht und kräht. Aber es kam heute eine neue Zeit und warf mich vom Miſthaufen herunter. Es gibt alſo noch größere Welträtſel als den Miſthaufen und mich ſelbſt. Die Federn pluſtern ſich, wenn man nur daran denkt! Welträtſel gibt es, hörſt du, Dorothea, Welträtſel." Er ſtieß Dorothea Silberbein mit dem Flügel an. Aber das Huhn ſchlief und brütete. „Ach, was hab ich zu tun — ach, ach, ach, was hab ich zu tun," gackerte es leiſe im Schlaf.

„Die Frauen denken doch nicht," ſagte Arminius Silberbein beruhigt, „ſie ſitzen bloß auf den Eiern und brüten. Aber es

gibt trotzdem Welträtsel. Ich werde mich morgen wieder auf den Misthaufen stellen und sie ergründen — alle, alle Welträtsel!" schrie er.

Dorothea Silberbein schlief weiter, nur Emilie Schlapperfuß fuhr einen Augenblick erschreckt aus Fett und Federn auf.

„Vom überlieferten Misthaufen aus!" schrie Arminius Silberbein, „alle Welträtsel, alle Welträtsel!"

„Wie meinten Sie, bitte?" sagte die Ente und sah den Hahn aus ihren kleinen Augen an, sehr freundlich und mit einem vollständig problemlosen Gesichtsausdruck.

Freundschaft

Am Ufer des Zuger Sees saß ein armer Korbflechter und flocht seine Körbe. Er konnte sonst nichts weiter, als diese Körbe flechten und sein kleines Haus betreuen, in dem er einsam mit seinem Hunde lebte — es war ein grauer Spitz, unscheinbar wie sein Herr, aber voller Aufmerksamkeit für dessen Arbeit und immer freundlich und geneigt zur Unterhaltung. Denn der Korbflechter unterhielt sich mit seinem Hunde und sprach mit ihm, wie man mit einem Menschen spricht. Die Leute fanden das sonderbar und sagten, daß der Mann ein wenig einfältig wäre. Vielleicht war er das, vielleicht aber war er auch sehr klug, denn mit den Menschen sprach er fast garnicht. Es hätte auch keinen Zweck gehabt, denn die anderen Leute waren alle so überaus vernünftig und darum glaubten sie es nicht, was der Korbflechter erzählte. Denn er sah vieles, was die anderen nicht sehen konnten.

Einige meinten, er wäre hellsichtig, aber sie lachten darüber. Es war besser mit dem Spitz zu reden, der verstand immer, was der Korbflechter sagte, und war auch immer der gleichen Meinung. Sie waren sehr gute Freunde und einer hielt viel vom anderen. Auch darüber lachten die Leute. Die Körbe aber kauften sie, denn es war gute und sehr sorgsame Arbeit und oft überaus kunstvoll geflochten. Nur war es seltsam, daß der Korbflechter nur immer die gleichen Muster flechten konnte, und daß diese Muster stets an die Zeichnungen der Pfahlbauzeit erinnerten, das war noch seltsamer. Man kannte ja diese Zeichnungen aus dem Museum in Zürich. Der Korbflechter freilich hatte sie niemals gesehen, denn er war nicht in Zürich gewesen und hatte seine kleine Heimatstadt nie verlassen. Wenn aber jemand ein anderes Muster von ihm haben wollte, dann schüttelte er den Kopf und flocht doch wieder die alten. Und so gewöhnte man sich daran.

Es war am Nordufer des Sees, wo man die starren Häupter von Rigi und Pilatus sieht und in der blauen Ferne die Schnee-

kronen der Berner Berge. In der Nähe des Korbflechters arbeiteten einige Archäologen an einer Ausgrabung, wie sie der See schon mehrfach aus seinem geheimnisvollen Schoß herausgegeben hatte. Sonst war es still und menschenleer, auch die Vögel schwiegen in den Bäumen, unbeweglich lag der klare Wasserspiegel und vom Zuger Zeitturm schlug die Mittagsstunde.

Zwölf Uhr mittags ist eine geheimnisvolle Stunde. Es ist, als wäre etwas Altes abgelaufen, als stehe die Zeit still und warte auf etwas Neues, auf irgend ein Wunder, das auf schimmernden Schwingen durch den stillen Sonnenfrieden gleiten müsse. Es ist ein Warten in allem, was lebt, ein Warten auf etwas, das man nicht kennt, das aber sehr schön und sehr wunderbar sein muß und anders, ganz anders als das ganze andere Leben. Es ist eine sehr geheimnisvolle Stunde, man muß nur in ihr lesen können. Das können nur sehr wenige Menschen und wer es kann, über den lachen die Leute. Es ist schade drum, denn die Welt wäre besser und glücklicher, wenn die Menschen in der Mittagsstunde lesen könnten.

Der Korbflechter ließ seine Arbeit sinken und sah weit hinaus auf den klaren Wasserspiegel, der in der Sonne blitzte. Wob die Sonne nicht Bilder im Wasserdunst, trug der leise, kaum merkbare Wind nicht Worte herüber aus einer alten Zeit? War es überhaupt heute, war es nicht gestern, war es nicht viele tausend Jahre her, daß dieses Gestern war? Der Korbflechter sah weit hinaus, mit fernen erdfremden Augen, und seine Hand flocht das gewohnte Muster, das alte, immer geübte, mit sehr einfachen Zeichen. Eine seltsame Sehnsucht sang in seiner Seele.

„Siehst du, Spitz, wie der Kahn geschwommen kommt über den stillen See? Siehst du, wer darin sitzt? Das sind du und ich. Es ist ein Einbaum, aus einem Stamm gehöhlt mit Feuerbränden und mit einem Stein. Es ist ein schöner Nachen und es sitzt noch jemand drin, erkennst du sie, die Frau mit den langen nachtdunklen Haaren? Wir drei gehörten zusammen, aber sie ist nun wo anders. Ich habe sie nie gesehn in diesem Leben, aber meine Seele sucht sie. Nur wir beide sind zusammen geblieben, nicht

wahr, Spitz? Kannſt du ſehen, wie ſie den Kahn langſam vorwärts treibt? Du biſt in der Mitte und ich ſitze unten und flechte einen Korb zum Fiſchfang. Das konnte ich damals ſchon — es ſind auch dieſelben Muſter darin wie heute. Du hatteſt rauhere Haare, Spitz, und warſt ein wenig größer."

Der Spitz wedelte und ſah ſehr klug zu ſeinem Herrn auf. Natürlich war er der gleichen Meinung.

„Der Kahn treibt vorwärts, er kommt in eine Strömung, wir ſind nun gleich zu Hauſe. Siehſt du, dort iſt unſer Haus, auf den großen Pfählen, wo jetzt die klugen Gelehrten ſtehen und ſuchen. Aber ſie ſehen das Haus nicht und dabei iſt es doch Mittag und man kann drin leſen, wenn's Mittag iſt. Es iſt ein ſchönes Haus und ſo viel Frieden darin und ringsum die Wälder und Berge. Die Sonne ſcheint auf die nackten Glieder, es iſt ſo herrlich zu leben, viel ſchöner als es heute iſt. Wie das Waſſer leiſe an den Kahn ſchlägt, als ſänge es etwas — jetzt winken und rufen ſie vom Hauſe . . . ."

Der Spitz ſtand auf und ſchmiegte ſich unruhig an.

„Aber was rufen sie? Es ist vorbei mit dem Frieden, Spitz. Sie zeigen auf den Wald, es blitzt von Waffen auf und die, welche kommen, sind anders als wir. Sie haben glänzende Äxte und Schwerter und wir haben nichts, als Waffen von Stein. Es ist eine neue Zeit und die Mittagsstunde ist vorüber. Sieh nicht mehr hin, Spitz, sie erschlagen uns alle, es ist gräßlich. Ach, die arme schöne Frau mit den nachtdunklen Haaren! Nun sind wir die Letzten, Spitz, du und ich, auf unserem zerstörten Hause. Aber wir lassen nicht voneinander, wir stehen zusammen und wir sterben zusammen, wir sind ja Freunde."

Der Hund knurrte und stellte sich mit gesträubten Haaren vor seinen Herrn.

„Der Stoß galt dir, Spitz, aber ich habe ihn aufgefangen. Der Schlag galt mir, aber du hast dich vor mich geworfen. Nun sterben wir beide, Spitz. Ach, es ist lange her und wir waren damals glücklicher als heute. Aber wir sind auch heute noch zusammen und wir sind wieder hier, wo wir damals waren, ist das nicht sonderbar, Spitz? Aber es ist gut so, daß wir zusammen sind, wir

bleiben auch hier wieder, was wir einmal waren. Nun ist es aus und die Mittagsstunde ist vorüber, wie sie damals vorüber war, als unser Haus zerstört wurde."

Der Korbflechter legte den Arm um den Hund und streichelte ihn. Der See lag reglos in der Mittagsglut, Rigi und Pilatus reckten die starren Häupter in die blaue klare Luft und von ferne leuchteten die weißen Kronen der Berner Berge — wie vor vielen tausend Jahren.

Die Archäologen am Ufer waren sich klar geworden.

„Es ist eine interessante Berührungsfläche der neolithischen Periode mit der ersten Bronzezeit, offenbar durch einen Überfall verursacht," sagte der eine, „besonders wertvoll hier sind auch die Knochen des Torfhundes, canis familiaris Palustris, der hier bereits als Gefährte des Menschen festgestellt werden kann. In dieser Vereinzelung weist er, scheint es, auf seine Zugehörigkeit zur zerstörten Niederlassung des primitiveren Volksstammes hin. Ein großes Stück Kulturgeschichte auf einem kleinen Raum . . ."

„Hörst du, Spitz, was sie erzählen?" sagte

der Korbflechter zu seinem Hunde, „es ist ein großes Stück Kulturgeschichte, meinen sie, und sie werden es wissen, denn es sind ja gelehrte Herren. So wird es wohl ein Stück Kulturgeschichte sein — aber nicht wahr, Spitz, wir wissen es besser, es ist noch mehr als das, es ist die Geschichte einer Freundschaft!“

Karlchen Krake

Im Mittelländiſchen Meer, in einem Felſenloch nahe der Küſte, lebte der Tintenfiſch Karlchen Krake. Karlchen Krake hatte Augen wie Operngläſer, einen ſehr bedeutenden Mund und acht Fangarme mit Saugnäpfen, die ſich wie Schlangen ringelten und nach Beute ſuchten. Karlchen Krake war weißgrau, wurde jedoch, wenn er ſich ärgerte, abwechſelnd braun, rot und gelb und bekam zudem eine Anzahl Warzen auf der Haut. Wenn man das alles bedenkt, muß man leider ſagen: Karlchen Krake war unappetitlich.

Karlchen Krake ſammelte mit ſeinen Saugnäpfen kleine Steine und baute ſich einen Krater, einen Krakenkrater. In dieſen Krakenkrater ſetzte ſich Karlchen Krake und lauerte in einer ſehr unſympathiſchen Weiſe.

Im Felſenloch gegenüber wohnte der Schwamm Iſidor Schluckigel.

„Karlchen," ſagte Iſidor Schluckigel, „Karlchen Krake, mit Ihnen wird es noch einmal

ein schlechtes Ende nehmen. Sie lauern den ganzen Tag mit Ihren Opernglasaugen auf Beute und können nie genug kriegen. Besonders scheußlich finde ich es, daß Sie dabei alles, was Sie so verspeisen, mit der Tinte aus Ihrem unangenehmen Tintenbeutel verdunkeln. Nachher sitzen Sie da und tun, als hätten Sie nichts gegessen, und es weiß niemand, was Sie inzwischen alles verschluckt haben. Das ist nicht anständig, Karlchen Krake."

Karlchen Krake ärgerte sich, wurde braun, rot und gelb und bekam lauter Warzen auf seiner Haut.

„Regen Sie sich nicht auf, Karlchen Krake," sagte Isidor Schluckigel, „es schadet Ihrem Teint und Sie bekommen lauter Warzen auf der Haut, wodurch Sie nicht einnehmender wirken. Sie essen auch viel zu große Portionen. Sie haben acht Fangarme mit acht Saugnäpfen. Ich würde nichts sagen, wenn es einer wäre. So essen Sie achtmal zu Mittag, wenn ein anderer einmal zu Mittag ißt. Das kann Ihnen nicht bekommen, Karlchen Krake. Das ist eine übertriebene Nahrungsaufnahme. Ich

kannte einen Aal, der war auch ſo gefräßig und er hat ſich ſchließlich im Verſehen ſelber angefreſſen. Dieſer Aal ſah ſo ähnlich aus wie einer Ihrer Fangarme und Sie ſind gleichſam achtmal das, was dieſer Aal war. Überlegen Sie ſich das einmal, Karlchen Krake."

„Dieſer Aal geht mich gar nichts an," ſagte Karlchen Krake.

„Dieſer Aal hieß Longinus Schlüpferig," ſagte Iſidor Schluckigel, „und er mußte eine Kur brauchen, bis das wieder nachwuchs, was er von ſich ſelbſt abgefreſſen hatte."

„Es iſt mir einerlei, wie dieſer Aal hieß," ſagte Karlchen Krake.

„Sie haben eben keinen hiſtoriſchen Sinn, Karlchen Krake," ſagte Iſidor Schluckigel, „es iſt an ſich gewiß nicht wichtig, wie dieſer Aal hieß, aber er hieß Longinus Schlüpferig, meine chronikale Genauigkeit verlangt es, das feſtzuſtellen."

„Sie ſollten lieber den Mund halten," ſagte Karlchen Krake, „ein Geſchöpf, das feſtgewachſen iſt und das noch nicht einmal weiß, ob es Tier oder Pflanze ſein ſoll!"

„Das iſt wahr," ſagte Iſidor Schluckigel ruhig, „ich überlege es mir eben noch, wie ich mich am beſten weiter entwickele. Ich habe Zeit und ich will vorläufig die Beziehungen nach keiner Seite hin abbrechen. Wenn man feſtgewachſen iſt, iſt man auch nicht ſo gefräßig wie Sie, man wartet alles behäbig ab und läßt die Ereigniſſe in einer chronikalen Folge an ſich vorüberziehen. Das iſt ſehr bildend und Sie ſollten ſich ein Beiſpiel daran nehmen, Karlchen Krake."

Durchs blaue Waſſer kam mit eleganten Ruderſchlägen die Sardelle Flora Floſſenfroh, im bräunlich-blauen Kleide und weiß eingelegter Vorderſeite und mit golden glänzenden Schuppen am Kopf, eine unleugbar hübſche Perſon. Karlchen Krakes Opernglasaugen wurden noch größer, als ſie ſo ſchon waren, und ſeine Fangarme regten ſich appetitvoll.

Flora Floſſenfroh wandte ſich an Iſidor Schluckigel.

„Ach, bitte, können Sie mir nicht ſagen, wie komme ich hier am beſten nach dem Atlantiſchen Ozean?"

„Kommen Sie in meine Arme, Fräu-

lein," ſagte Karlchen Krake und breitete verbindlich ſein unappetitliches Geringel aus. Dabei winkte er mit ſeinen Saugnäpfen und tropfte Tinte aus ſeinem Tintenbeutel. Es ſah ſcheußlich aus.

„Pfui, wer iſt denn das?" fragte Flora Floſſenfroh und rümpfte die Kiemen.

„Das iſt Karlchen Krake," ſagte Iſidor Schluckigel, „wenn Sie zu Karlchen Krake gehen, kommen Sie in die Tinte und nicht in den Atlantiſchen Ozean."

Dann ſah er die junge Sardelle durchdringend aus allen ſeinen Poren an.

„Flora," ſagte er, „Flora Floſſenfroh, warum wollen Sie in den Atlantiſchen Ozean? Dazu ſind Sie viel zu klein. Bleiben Sie in Ihren heimiſchen Familienſchwärmen."

„Ein junges Mädchen muß ſich heute emanzipieren," ſagte die Sardelle ſchnippiſch, „es muß frei und ſelbſtändig werden und außerdem leide ich an der großen Sehnſucht nach dem Weltmeer, nach dem Unendlichen . . ."

„Nach was für einem Eſſen haben Sie Sehnſucht?" fragte Karlchen Krake.

„Wenn Sie schon durchaus in die Unendlichkeit wollen," sagte Isidor Schluckigel, „so bewahren Sie sich wenigstens wie ich einen gewissen chronikalen Sinn für Ihre Erlebnisse. Nach dem Atlantischen Ozean schwimmen Sie immer geradeaus und dann die erste Querstraße rechts, die Straße von Gibraltar, und dann wieder geradeaus durch die Säulen des Herkules. Schwimmen Sie glücklich, Flora Flossenfroh!"

Die Sardelle bedankte sich und entschwamm.

Karlchen Krake sah ihr mit Opernglasaugen nach, aber schon hatte etwas Neues seine Aufmerksamkeit erregt. Ein Taschenkrebs kroch langsam näher, er ging seitwärts und auf seinem Rücken hatten sich Algen und allerlei Pflanzen angesiedelt. Es war dies eine Art von Gemüsegarten und der Taschenkrebs griff dazwischen rückwärts mit seiner Schere in diesen Garten und stärkte sich bei der Wanderung. Als der Herr mit dem Gemüsegarten Karlchen Krake sah, machte er bedenkliche Stielaugen.

„Pfui, wer ist denn das?" fragte er und

die Stielaugen wuchſen ihm förmlich aus der Kruſte ſeines Kopfes.

„Das iſt Karlchen Krake," ſagte Iſidor Schluckigel mit chronikaler Genauigkeit.

Aber Karlchen Krake hatte diesmal nicht gewartet. Mit ſcheußlicher Geſchwindigkeit ſchoſſen ſeine Fangarme aus dem Krakenkrater auf den Herrn, der ſeitwärts pilgerte und ſeinen Gemüſegarten bei ſich trug. Doch Karlchen Krake war allzu gierig geweſen, er vergriff ſich und erwiſchte nur eine Alge, die ihm abſcheulich ſchmeckte. Der Taſchenkrebs verkroch ſich unter einen Stein.

„Wie gut," ſagte der Taſchenkrebs, „wenn man einen Gemüſegarten auf dem Rücken trägt. Dann kriegen die Leute nur die Gemüſe, wenn ſie einen rupfen wollen."

„Mir ſcheint, dies iſt ſo etwas wie eine Lebensweisheit," ſagte Iſidor Schluckigel.

Karlchen Krake wurde braun, rot und gelb und bekam Warzen auf der Haut vor lauter Ärger.

„Ach, bitte," ſagte die Sardelle, die wieder angekommen war, „ach, bitte, können Sie mir nicht ſagen, wie hieß die Straße,

wo ich am beſten nach dem Atlantiſchen Ozean . . .?"

„Flora," ſagte Iſidor Schluckigel, „Flora Floſſenfroh, die Straße heißt die Straße von Gibraltar, Gi—bral—tar, aber ich verſtehe nicht, wie Sie ſich emanzipieren wollen, wenn Sie nicht einmal eine Straße behalten können."

Die Sardelle bedankte ſich und entſchwamm, aber ſchon nach wenigen Floſſenſchlägen ſtieß ſie beinahe mit einer Flunder zuſammen. Die Flunder war ganz flach und ihre Augen waren beide auf der rechten Seite, das linke war einfach nach rechts gerutſcht, weil ihr das ſo bequemer war. Vielleicht war es auch eine Überzeugungsſache. Karlchen Krake war begeiſtert. Dies Mittageſſen endlich ſchien ihm gewiß zu ſein, er hüpfte in ſeinem Krakenkrater auf und ab und ſchoß mit den Fangarmen nach allen Seiten.

„Pfui," ſagte die Flunder, „wer iſt denn das?" Und dabei verzog ſie den Mund, der an ſich ſchon ſchief war.

„Das iſt Karlchen Krake," ſagte Iſidor Schluckigel mit chronikaler Genauigkeit.

„Mich kriegt man nicht so leicht," sagte die Flunder, „bei mir heißt es: Augen rechts und so flach wie möglich! So kommt man überall durch." Und schon entschwand sie.

„Mir scheint, dies ist so etwas wie eine Lebensweisheit," sagte Isidor Schluckigel.

„Lebensweisheiten kann ich nicht essen," sagte Karlchen Krake, verfärbte sich mehrfach und bekam wieder Warzen auf der Haut.

„Regen Sie sich nicht auf, Karlchen Krake," sagte Isidor Schluckigel, „ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, daß es Ihrem Teint schadet."

„Ach, bitte," sagte die Sardelle, die wieder angekommen war, „ach, bitte, können Sie mir nicht sagen, wie hieß der Herr, durch dessen Säulen ich, wie Sie sagten, nach dem Atlantischen Ozean . . .?"

„Flora," sagte Isidor Schluckigel, „Flora Flossenfroh, wie wollen Sie denn in die Unendlichkeit kommen, wenn Sie nicht einmal die Säulen des Herkules behalten können? Her—ku—les. Es ist auch kein Herr, denn er ist schon lange tot — und

mit diesen mangelhaften Kenntnissen wollen Sie sich emanzipieren!"

Die Sardelle bedankte sich und entschwamm.

Durchs Wasser aber sauste mit einer geradezu wahnsinnigen Geschwindigkeit eine Seenadel und Karlchen Krake vergaß alles Lauern und stürzte sich mit Saugnäpfen, Opernglasaugen und Tintenbeutel aus dem Krakenkrater heraus, um die Seenadel zu fressen. Aber so sehr er auch mit den unappetitlichen Fangarmen schlingerte, so sehr er die Opernglasaugen nach allen Seiten wandte und Tinte aus seinem Tintenbeutel spritzte — die Seenadel war nicht zu erreichen.

„Diese Person," sagte Isidor Schluckigel, „diese Person leidet an Störungen, ich habe das schon des öfteren mit chronikaler Genauigkeit festgestellt. Es überkommt sie plötzlich der Wahn, das Meer sei zerrissen und sie müsse es nähen, sonst ginge alles aus den Fugen. Es ist dies ein spezifisch akademischer Wahn, aus der eigenen sonderbaren Beschaffenheit auf die Beschaffenheit der Welt zu schließen. Es ist sonst eine harmlose Person."

„Was nützt das mir, daß es ein akademischer Wahn ist," schrie Karlchen Krake voller Warzen, „für mich sind solche Leute ungenießbar."

„Für andre auch," sagte Isidor Schluckigel.

„Ach, bitte," sagte die Sardelle, die schon wieder angekommen war, „ach, bitte, können Sie mir nicht sagen, komme ich so, wie Sie sagten, auch bestimmt nach dem Atlantischen Ozean?"

Der Schwamm sperrte alle Poren auf.

„Flora," sagte er, „Flora Flossenfroh, wenn Sie immer wiederkommen, werden Sie niemals den Atlantischen Ozean erreichen, und wenn ich Ihnen etwas sage, dann ist es richtig, denn ich bin für die chronikale Genauigkeit. Schwimmen Sie ab, Flora Flossenfroh!"

Die Sardelle bedankte sich und entschwamm.

Isidor Schluckigel aber hatte genug von allen chronikalen Ereignissen. Er schloß die Poren und schlief ein. Unterdessen begab sich mit Karlchen Krake etwas Scheußliches. Karlchen Krake wurde braun, rot und gelb,

Karlchen Krake bekam Warzen auf der Haut vor lauter Wut, daß ihm jedes Mittagessen entschlüpft war, und Karlchen Krake entleerte seinen Tintenbeutel bis auf den letzten Rest. Und in der eigenen Tinte fraß Karlchen Krake sich selbst auf. Er schmeckte sich selbst ausgezeichnet, nur ein unklares Gefühl überkam ihn, als ob da etwas nicht in Ordnung sei. Aber dann war es schon zu spät.

Als Isidor Schluckigel die Poren wieder öffnete, sah er, was geschehen war, und nahm es zur chronikalen Kenntnis.

„Karlchen," sagte er, „Karlchen Krake, ich habe es Ihnen immer gesagt, es wird noch einmal ein schlechtes Ende mit Ihnen nehmen."

Dies war die Grabrede Isidor Schluckigels auf Karlchen Krake.

Flora Flossenfroh war inzwischen im Atlantischen Ozean gelandet. Nun war die Emanzipation der Frau vollzogen, nun war sie frei, groß und selbständig — eine Sardelle im Atlantischen Ozean! Das ist nicht viel — aber vielleicht war sie doch etwas mehr, wie sie, ein kleiner schimmern-

der Fisch, ins Abendgold des Weltmeeres schwamm. Sie hatte die Unendlichkeit gesucht und gefunden und so war sie, so klein sie auch war, doch größer als die flache Flunder, als der Herr mit dem eigenen Gemüsegarten und die akademische Seenadel und sicherlich größer als ein behäbiger Schwamm und als Karlchen Krake.

Balduin Brummſel

Der Käfer Balduin Brummſel und ſeine Frau Suſummſe Brummſel hatten ſich zur Nachtruhe im Kelch einer Tulpe niedergelaſſen. Es war eine rote Tulpe, denn andersfarbige Tulpen und beſonders gelbe konnten Frau Suſummſe Brummſels Nerven nicht vertragen. An ſich ſchien das eben belanglos, denn es war dunkel geworden und man konnte von Farben nicht mehr viel ſehen. Aber es war nichts belanglos, was Frau Suſummſe Brummſel anbetraf.

Balduin Brummſel hatte ſeine ſechs Beine unter dem Leib geſammelt und beſchloß einzuſchlafen.

„Balduin," ſagte Frau Suſummſe Brummſel, „es iſt ſehr dunkel geworden. Weißt du es auch beſtimmt, daß es eine rote Tulpe iſt, in der wir nächtigen?"

„Ja, es iſt eine rote Tulpe," ſagte Balduin Brummſel.

„Du weißt es doch, daß meine Nerven es

nicht vertragen, in einer gelben Tulpe zu schlafen?" sagte Frau Susummse Brummsel.

„Ja, ich weiß es," sagte Balduin Brummsel.

„Gelbe Tulpen sind abscheulich, warum gibt es überhaupt gelbe Tulpen?" fragte Frau Susummse Brummsel.

„Ich weiß es nicht," sagte Balduin Brummsel.

Pause. Balduin Brummsel war nahe am Einschlafen.

„Balduin," sagte Frau Susummse Brummsel, „Balduin, weißt du es auch gewiß, daß die Tulpe sich geschlossen hat, so daß wir gesichert schlafen können?"

„Ja, ich weiß es," sagte Balduin Brummsel.

„Balduin," sagte Frau Susummse Brummsel, „willst du nicht lieber noch einmal nachsehen, ob die Tulpe sich wirklich geschlossen hat?"

Balduin Brummsel kroch nach oben und kroch wieder nach unten.

„Ja, die Tulpe ist geschlossen," sagte er, sammelte seine sechs Beine unter dem Leibe und beschloß einzuschlafen.

Pause.

„Balduin," sagte Frau Susummse Brummsel, „hast du es bemerkt, daß die Hummel Barbara Blütenbär einen dicken Pelz trug, obwohl es ein ganz heißer Tag war?"

„Ja, ich habe es bemerkt," sagte Balduin Brummsel.

„Ist es nicht ein Unsinn, einen dicken Pelz zu tragen, wenn es ein so heißer Tag ist?" sagte Frau Susummse Brummsel und machte eine predigende Bewegung mit den Fühlern, „warum trägt diese dumme Hummel bloß einen dicken Pelz?"

„Ich weiß es nicht," sagte Balduin Brummsel.

„Balduin, glaubst du, daß solch ein dicker Pelz mir stehen würde?" fragte Frau Susummse Brummsel.

„Es kann sein, ich weiß es nicht," sagte Balduin Brummsel.

Pause. Balduin Brummsel war nahe am Einschlafen.

„Balduin," sagte Frau Susummse Brummsel, „du weißt es doch bestimmt, daß die Tulpe sich geschlossen hat?"

„Ja, ich weiß es," sagte Balduin Brummsel.

„Balduin," ſagte Frau Suſummſe Brummſel, „ſieh doch lieber noch einmal nach, ob die Tulpe ſich wirklich geſchloſſen hat."

Balduin Brummſel kroch nach oben und kroch wieder nach unten.

„Ja, die Tulpe iſt geſchloſſen," ſagte er, ſammelte ſeine ſechs Beine unter dem Leibe und beſchloß einzuſchlafen.

Pauſe.

„Balduin," ſagte Frau Suſummſe Brummſel, „haſt du es bemerkt, daß die Biene Melitta Emſig bloß einen leichten Jumper trug, obwohl es doch ein ſo kühler Tag war?"

„Ja, ich habe es bemerkt," ſagte Balduin Brummſel, „aber ſagteſt du nicht eben, daß es ein ſehr heißer Tag geweſen wäre?"

„Wie kann ich ſagen, daß es ein heißer Tag war, wenn es ein ganz kühler Tag geweſen war?" ſagte Frau Suſummſe Brummſel und machte eine predigende Bewegung mit den Fühlern, „iſt es nicht ein Unſinn, bloß einen leichten Jumper zu tragen, wenn es ein ſo kühler Tag iſt? Warum trägt dieſe dumme Biene bloß einen ſo leichten Jumper?"

„Ich weiß es nicht," ſagte Balduin Brummſel.

„Balduin, glaubſt du, daß ſolch ein leichter Jumper mir ſtehen würde?" fragte Frau Suſummſe Brummſel.

„Es kann ſein, ich weiß es nicht," ſagte Balduin Brummſel.

Pauſe. Balduin Brummſel war nahe am Einſchlafen.

„Balduin," ſagte Frau Suſummſe Brummſel, „die Tulpe wird ſich am Ende doch nicht wieder geöffnet haben?"

„Nein, das wird ſie nicht," ſagte Balduin Brummſel.

„Balduin," ſagte Frau Suſummſe Brummſel, „ſieh doch lieber noch einmal nach, ob die Tulpe ſich nicht am Ende doch wieder geöffnet hat."

Balduin Brummſel kroch nach oben und kroch wieder nach unten.

„Nein, die Tulpe hat ſich nicht wieder geöffnet," ſagte er, ſammelte ſeine ſechs Beine unter dem Leibe und beſchloß einzuſchlafen.

Pauſe.

„Balduin," ſagte Frau Suſummſe Brummſel, „warum frißt dein Vetter, der Maikäfer

Zacharias Zange, so viele Blätter an einem Tage?"

„Ich weiß es nicht, wahrscheinlich hat er Appetit," sagte Balduin Brummsel.

„Balduin," sagte Frau Susummse Brummsel und machte eine predigende Bewegung mit den Fühlern, „du mußt das wissen, Balduin, es ist doch eine Familienangelegenheit, und ich finde, es ist peinlich, Verwandte zu haben, die so unmäßig fressen."

Balduin Brummsel überkam eine tiefe Erschöpfung.

„Balduin," sagte Frau Susummse Brummsel, „glaubst du vielleicht, daß es mir bekommen würde, wenn ich so viel fressen würde, wie dein Vetter Zacharias Zange?"

„Es kann sein, ich weiß es nicht," sagte Balduin Brummsel.

Pause. Balduin Brummsel war nahe am Einschlafen.

„Balduin," sagte Frau Susummse Brummsel, „du weißt es doch ganz gewiß, daß die Tulpe sich nicht am Ende wieder geöffnet hat?"

„Ja, ich weiß es," sagte Balduin Brummsel.

„Balduin," sagte Frau Susummse Brumm-

sel, „willst du nicht doch lieber noch einmal nachsehen, ob die Tulpe sich nicht . . .“

„Nein, das werde ich nicht tun,“ schrie Balduin Brummsel, „ich weiß es genau, daß die Tulpe sich nicht wieder geöffnet hat, denn sie hatte sich gar nicht geschlossen. Es ist auch gar keine rote Tulpe, sondern eine ganz gelbe. Ein dicker Pelz und ein leichter Jumper würden dir nicht stehen und wenn du so viel fressen würdest, wie Zacharias Zange, so würdest du noch mehr fragen, als du es jetzt schon tust!“

Balduin Brummsel schlief diese Nacht, zum ersten Mal in seiner Ehe, ausgezeichnet. Frau Susummse Brummsel tat, zum ersten Mal in ihrer Ehe, kein Auge zu. Sie schwieg zwar, auch zum ersten Mal in ihrer Ehe, aber sie machte die ganze Nacht unaufhörlich und ohne eine einzige Pause predigende Bewegungen mit den Fühlern.

Heldentum

Vor dem Hühnerhauſe des Gutshofes ſtanden zwei Hähne und zankten ſich. Der Park dahinter träumte in Sommerſtille, im Rauſchen alter, hundertjähriger Bäume, in denen leiſe Vogelſtimmen ſangen. Aber die Hähne merkten nichts vom Frieden alter Baumkronen und nichts von der Heiligkeit durchſonnter Sommerſtille. Sie ſtanden da, ſtarrten ſich an und zankten ſich. Es war auf dem Futterplatz, dem Ort, wo ſich die meiſten zankenden Hähne zuſammenfinden. Man nennt das wirtſchaftliche Urſachen, aber es ſind eigentlich ganz andere.

„Es iſt mein Korn!“ ſagte der eine Hahn.

„Nein, es iſt mein Korn!“ ſagte der andere.

Es waren übergenug Körner auf der Tenne, genug, um viele Hähne ſatt zu machen. Aber es mußte eben gerade dieſes eine Korn ſein.

„Ich habe das Korn zuerſt geſehen!“ ſagte der eine Hahn und pluſterte ſich bösartig.

„Nein, ich habe es zuerſt bemerkt!“ ſagte der andere.

„Aber es iſt für mich beſtimmt geweſen!“ ſagte der eine.

„Nein, es war nur für mich ausgeſucht!“ ſagte der andere.

Beide fuhren aufeinander los, erhoben ſich unbehilflich ein wenig in die Luft, ſchlugen aufgeregt mit den Flügeln und ſperrten den Schnabel weit und wütend auf. Die Hähne nennen das Heldentum und es ſieht ſehr poſſierlich aus.

„Mir gehört das Korn,“ ſchrie der eine Hahn, „denn ich ſtamme von einer beſſeren Raſſe ab.“

„Nein, ich habe die beſſere Raſſe!“ ſchrie der andere.

„Ich bin aus älterer Familie!“ krähte der eine.

„Nein, ich!“ krähte der andere.

„Ich bin aus einem braunen Ei gekrochen!“

„Und ich aus einem weißen!“

„Braun iſt vornehmer!“

„Nein, Weiß iſt vornehmer!“

„Ich habe recht!“

„Nein, ich!“

„Recht hat, wer ſtärker iſt!“ kreiſchten beide.

Sie flatterten wütend, tanzten ſonderbar halb auf der Erde, halb in der Luft umher, in ſehr albernen und grotesken Sprüngen, ſchlugen mit den Krallen um ſich und hackten giftig aufeinander los. Man nennt das Krieg und hält das für eine Notwendigkeit — um ein Korn oder auch um gar nichts. Es iſt eigentlich Unſinn, aber wie ſoll man das einem richtigen Hahn klarmachen?

„Zankt euch nicht,“ ſagte eine alte Henne, die ihre kleinen gelben Kücken im Park ſpazieren führte, unter den alten Baumkronen in durchſonnter Sommerſtille.

Die Hähne fuhren wieder wütend aufeinander los, zerzauſte Federn flogen nach allen Seiten und das Korn, das, wie man es nennt, eine wirtſchaftliche Urſache geweſen, war längſt in den Schmutz getreten.

Oben in blauer Höhe kreiſte ein Habicht. Langſam ſank er tiefer und tiefer. Dann ſtieß er plötzlich auf das Hühnerhaus herab. Alle Hühner flohen eiligſt in ihr Haus, zu allererſt die beiden zankenden Hähne — denn der Stärkere hatte eben recht.

Nur die Henne konnte das Haus nicht mehr erreichen, ihre kleinen Kücken konnten so schnell den weiten Weg aus dem Park nicht zurücklegen mit den schwachen und unbeholfenen Beinen. Darum blieb sie auch, lockte angstvoll die Kinder an sich heran und erwartete den entsetzlichen Feind mit klopfendem Herzen. Die Singvögel in den Baumkronen schwiegen, es war eine atemlose, beklemmende, furchtbare Stille. Nur das Herz der armen Henne schlug hörbar.

Der Habicht senkte sich schwebend bis nahe an die Erde und glitt mit unheimlichem, drohendem Rauschen seiner schweren Schwingen auf die Henne und ihre kleinen Kücken zu. Eines von ihnen würde er greifen, es mit dem schrecklichen Schnabel zerreißen und mit sich fortschleppen vom grünen Rasen des Lebens, fort vom Mutterherzen, hoch in die ferne blaue Luft und in den Tod — eines von den kleinen, hilflosen, piepsenden Geschöpfen, das sie ausgebrütet, das sie betreut und geführt hatte, eines ihrer Kinder!

Einen klagenden Laut furchtbaren Jammers stieß die Henne aus. Dann geschah etwas Unerwartetes, Ungeheures, etwas,

was der ſtolze Raubvogel noch niemals erlebt hatte. Die Henne ſprang auf ihn los, ſie hackte und biß nach ihm, ſo wütend, ſo mutig und ſo verzweifelt, daß er ſich wehren mußte.

Es war ein ungleicher Kampf. Der Habicht blutete, aber die Henne blutete noch mehr. Nicht lange konnte dieſer Kampf dauern. Da ſchrak der Habicht zuſammen, wurde unſicher, erhob ſich in der Luft und begann unruhig zu flattern. Vom Gutshaus kamen die Mägde gelaufen, herbeigerufen durch das verzweifelte Geſchrei der Henne, und verjagten den Habicht.

Enttäuſcht und grimmig ſtieg der Raubvogel höher und höher, bis er, eine ſchwache Silhouette auf bläulichem Glas, in der klaren nordiſchen Sommerluft verſchwand — zum erſten Male ein Geſchlagener und Beſiegter.

Die Henne blutete, aber noch waren es keine ſchweren Verletzungen geweſen, die ſie erhalten. Und unter den wunden Flügeln der Mutter wanderten die kleinen, gelben, hilfloſen Küken in ihr Hühnerhaus zurück. Es fehlte nicht eines von ihnen.

— — —

Dies ist eine Geschichte, die sich wirklich begeben hat. Sie geschah vor vielen Jahren auf dem alten Gutshof von Paltemal, der die Heimat meiner Kindheit war. Die Henne ist niemals getötet worden, sie erhielt ihr Futter bis an ihr natürliches Lebensende und jeder achtete sie hoch. Ich selbst habe sie als Knabe gekannt und ich habe den Hut vor ihr abgenommen, sicher mit weit mehr Sinn und Recht als vor den meisten Menschen.

Zankende Hähne haben seitdem nie wieder einen Eindruck auf mich gemacht. Zankende Hähne gab es immer und gibt es heute noch — mehr als genug. Manche von ihnen werden sogar mit tönenden Namen genannt in der Weltgeschichte, so wie wir sie lernen. Es sind keine Helden.

Die wirklichen Helden aber — und es sind viele unter ihnen, welche die Weltgeschichte, wie wir sie lernen, gar nicht kennt — die nahmen die Henne in ihre unsterblichen Reihen auf.

Joſua Kragenkropf und Jeſaja Krallenbein

Der Geier Joſua Kragenkropf ſaß in einer Felſenſpalte und frühſtückte mit erſichtlichem Behagen. Sein langer Hals reckte ſich nackt aus dem geſträubten Kragen heraus und mit dem Schnabel ſäbelte er dicke Fetzen aus einem Stück angefaulten Fleiſches, das er ſo nach und nach appetitvoll und voller Andacht herunterwürgte. Dieſer angenehme haut goût — es ſchmeckte ihm wirklich ganz ausgezeichnet.

Dunkel und drohend ſtarrte die Bergmaſſe des Schwarzmönchs ihm gegenüber und hoch über ihm blitzte das Silberhorn der Jungfrau im ewigen Schnee.

Joſua Kragenkropf aber war landſchaftlich ganz unbeteiligt. Das alles ſah er nicht, denn er frühſtückte und es ſchmeckte ihm vorzüglich, eben gerade, weil das Fleiſch etwas angefault war und dieſen angenehmen haut goût hatte, den er ſo überaus ſchätzte und den man in ſeinem richtigen Entwickelungs-

grade nicht immer so glücklich antraf wie heute.

Am Eingang der Felsspalte ertönte ein mehrfaches Flügelschlagen, nach der Etikette der Geier das Zeichen, daß jemand einzutreten wünschte. Josua Kragenkropf schluckte eifrig an einem besonders großen Bissen und versteckte den sehr ansehnlichen Rest seines Frühstücks in einem Felsenloch, vor das er sorgsam einen Stein mit der Kralle schob. Er tat das stets, wenn sich Gäste zeigten.

„Ist es erlaubt, einzutreten, mein lieber Kollege Kragenkropf?" sagte eine heisere Stimme und in der Felsenspalte erschien der Geier Jesaja Krallenbein.

„Angenehm, angenehm," sagte Josua Kragenkropf und würgte in seinem Halse, daß er Falten darin bekam, „sehr angenehm, mein lieber Kollege Krallenbein. Erfreut, sehr erfreut, Sie nach so langer Zeit wieder zu sehen."

Jesaja Krallenbein war etwas größer als Josua Kragenkropf, sein Hals war noch länger und nackter und seine Kragenkrause sah aus, als wären die Motten hineingekommen. Er klappte den Schnabel auf und zu und roch voller Interesse in der Luft herum.

„Ein schöner Morgen, lieber Kollege, ein schöner Morgen," sagte er, „aber etwas kühl, ja erheblich kühl, muß man sagen, besonders wenn man, wie ich, noch nichts gefrühstückt hat, lieber Kollege."

„Unstreitig etwas kühl," sagte Josua Kragenkropf und dachte voller Besorgnis an sein verstecktes Frühstück. Es war ja sorgfältig und sachgemäß verwahrt, aber am Ende duftete es und stieg Jesaja Krallenbein in den Schnabel. „Etwas kühl, mein lieber Kollege Krallenbein, aber wir haben ja unsere warmen, dicken Daunenhosen."

„Ich habe auf dem Magen keine Daunenhosen," sagte Jesaja Krallenbein und sah Josua Kragenkropf in unangenehmer Weise von der Seite an. „Aber was ich sagen wollte, mein lieber Kollege Kragenkropf, haben Sie schon gefrühstückt? Sie machen einen so satten Eindruck."

„Ich habe nichts gefrühstückt, wie sollte ich?" sagte Josua Kragenkropf und ließ die Flügel ermattet hängen, „aber nehmen Sie doch bitte Platz, mein lieber Kollege. Hier auf dem Felsrand ist eine bequeme Krallenstütze, wollen Sie sich bitte bedienen, Sie

ſitzen ſo unbehaglich. Die Krallenſtütze iſt dort, mehr dem Ausgang zu, mein lieber Kollege. Sie haben dort auch die herrliche Ausſicht auf das Silberhorn."

Joſua Kragenkropf bekam plötzlich Sinn für landſchaftliche Reize.

„Ich ſitze hier ſehr gut, mein lieber Kragenkropf," ſagte Jeſaja Krallenbein und rutſchte noch ein Stück weiter in die Höhle hinein, auf die Stelle zu, wo das duftende Frühſtück Joſua Kragenkropfs verſchwunden war.

Joſua Kragenkropf wurde es unbehaglich.

„Gibt es etwas Neues auf dem Gebiete der Aviatik, mein lieber Kollege Krallenbein?" fragte Joſua Kragenkropf und ſtreckte den nackten Hals voller Beſorgnis nach Jeſaja Krallenbein aus. „Sie wiſſen ja, daß mir die wiſſenſchaftlichen Intereſſen unſerer Ziviliſation über alles gehen."

„Wer dächte nicht ſo, wie Sie, mein lieber Kragenkropf?" ſagte Jeſaja Krallenbein, rutſchte noch einmal und ſaß jetzt richtig auf dem Stein, hinter dem ſich das Frühſtück verbarg. „Ja, es gibt allerlei, es gibt allerlei. Wie geſagt, die Wiſſenſchaft über alles.

Aber ſollten Sie nicht doch bereits gefrühſtückt haben? Es duftet hier ſo angenehm nach haut goût — ein ganz wunderbarer Geruch, mein lieber Kollege."

„Leider, leider iſt nichts von meinem Frühſtück übrig geblieben, mein lieber Krallenbein," ſagte Joſua Kragenkropf und zuckte bedauernd mit den Flügeln. „Ich ſelbſt habe nur eine Kleinigkeit zu mir genommen und mir iſt immer noch flau. Sonſt wäre es mir ein Vergnügen, Ihnen etwas anzubieten. Aber die Zeiten ſind ſchlecht und man findet wenig in dieſer unwirtlichen Gegend, die ja dafür landſchaftlich wirklich ſehr reizvoll iſt. Sehen Sie nur, wie das Silberhorn eben wieder aufleuchtet. Aber Sie müſſen etwas mehr nach vorne rücken, dem Ausgang zu. Von dort, wo Sie eben ſitzen, können Sie nichts ſehen."

„Ich ſehe genug und ich rieche genug, mein lieber Kollege Kragenkropf. Sollte nicht doch am Ende ein Stück übrig geblieben ſein und der angenehm faulige Duft ſich davon herleiten laſſen? Sollten Sie es nicht vielleicht vergeſſen haben, mein lieber Kragenkropf?"

„Nein, nein, ich bin ja von einer geradezu wissenschaftlichen Genauigkeit in allem, mein lieber Kollege," sagte Josua Kragenkropf und sperrte den Schnabel böse auf. „Ich selbst bin sehr hungrig und wollte Sie gerade fragen, ob Sie nicht etwas Genießbares wüßten. Ich friere vor Hunger und wenn ich, wie gesagt, nicht die warmen dicken Daunenhosen hätte — aber wollten Sie mir nicht eben von der Aviatik berichten? Ich interessiere mich so sehr für jede neue Methode und überhaupt für unsere ganze Zivilisation."

Jesaja Krallenbein sah Josua Kragenkropf erst mit dem einen, dann mit dem anderen Auge an, beide Male in einer sehr beunruhigenden Art. Auch sah er sich einige Male nach dem Stein um, auf dem er saß.

Josua Kragenkropf wurde es heiß, aber ganz unabhängig und unbeeinflußt von den Daunenhosen. Diese beängstigende Hitze kam vom Magen, vom Organe seines Appetits, und auf diesem trug er keine Daunenhosen.

„Ja, mein lieber Kollege Kragenkropf," sagte Jesaja Krallenbein und gurgelte dabei sehr sonderbar in seinem Schlund, „was soll ich Ihnen sagen? Die Menschen fliegen."

„Die Menschen fliegen? Ein kriechendes Geschlecht, das sich bis zu unserer Höhe erheben will?“ krächzte Josua Kragenkropf erbost und schielte sehr erregt nach dem Stein des Frühstücks, den nunmehr Jesaja Krallenbeins Daunenhosen völlig zudeckten. „Wie machen sie denn das, ohne Flügel? Das ist ja kaum glaublich, mein lieber Kollege.“

„Es ist ein erschreckliches Zeichen der Zeit,“ sagte Jesaja Krallenbein, „aber ich habe es selbst gesehen und meine Schwanzfedern sträubten sich, wie Sie mir gerne glauben werden. Natürlich fliegen sie nicht mit Flügeln, mein lieber Kollege. Wie sollten sie, wenn sie keine solchen haben, das wäre ja ganz unwissenschaftlich. Sie fliegen mit Maschinen, mein bester Kragenkropf, mit einem metallenen Gerippe.“

„Hä, hä,“ krächzte Josua Kragenkropf und wackelte mit dem nackten Halse, „mit toten Dingern? Wie kann denn ein toter Gegenstand fliegen? Mein lieber Kollege Krallenbein, Ihre Kenntnisse in allen Ehren, aber sollte das nicht am Ende doch eine Hypothese des Morgennebels sein, sozusagen auf Ihren nüchternen Magen entstanden, aus dem

Frost heraus? Denn wie ich eben bemerke, sind auch Ihre Daunenhosen erheblich dünn geworden mit dem Alter, ein wenig fadenscheinig, mein lieber Krallenbein. Sie müssen unbedingt mehr in die warme Sonne rücken, dem Ausgang zu, hier, wo Sie auch die bequeme Krallenstütze haben."

„Du wirst bald sehen, wie tote Gegenstände fliegen," dachte Jesaja Krallenbein und klappte höhnisch mit dem Schnabel, „ich werde dir meine fadenscheinigen Daunenhosen schon einträufeln, du alter Ekel."

„Mein lieber Kollege Kragenkropf," sagte er sodann, „hier ist nichts von einer Hypothese und nichts von Morgennebel, wenn sich auch mein nüchterner Magen noch nicht durch ein Frühstück, das Sie mir angeboten hätten, erholt hat. Aber Sie scheinen mir nicht ganz auf dem Posten zu sein, nicht ganz denkklar, nicht exakt genug. Wohl noch etwas von der letzten Mauser nachgeblieben, eine kleine Schwäche, so hoch ich sonst natürlich Ihre Kenntnisse stelle, mein lieber Kollege Kragenkropf."

Josua Kragenkopf sah Jesaja Krallenbein voller Gift und Bosheit an. „So lange Sie

nicht den krallengreiflichen Beweis erbringen, werter Kollege . . .“

„Da fliegt einer!“ krächzte Jesaja Krallenbein und zeigte mit der Kralle nach dem Ausgang der Felsenhöhle.

Josua Kragenkropf vergaß alle Kränkungen von Schwäche und Mauser und das duftende Frühstück und eilte hinaus. An ihm vorüber in elegantem Gleitfluge segelte Jesaja Krallenbein mit Josua Kragenkropfs duftendem Frühstück im Schnabel. Sonst war nichts zu sehen.

„Tote Gegenstände fliegen, im Schnabel, mein lieber Kollege, und bald in meinem Magen, das ist der krallengreifliche Beweis,“ gurgelte er sehr unangenehm und verschwand in der Ferne.

Josua Kragenkropf war nach anderen krallengreiflichen Beweisen zumute, die er dem Kollegen gerne beigebracht hätte, aber Jesaja Krallenbein war der Stärkere und das ist überall eine überzeugende Logik. Dafür flog Josua Kragenkropf nach der Felsspalte Jesaja Krallenbeins und holte sich Jesaja Krallenbeins Frühstück. Es verriet sich durch einen angenehm fauligen Duft, durch

diesen selten schönen haut goût, der keineswegs immer so vorzüglich anzutreffen ist. Das Frühstück war sorgsam hinter einem Stein verschlossen, in durchaus gleicher Weise, wie Josua Kragenkropf das seinige verwahrt hatte.

„Welch ein Segen liegt in der Zivilisation und ihrer stets gleichen wissenschaftlichen Methodik," sagte Josua Kragenkropf und es schmeckte ihm vorzüglich. „Aber sollten die Menschen wirklich fliegen können? Am Ende werden sie noch Geier werden?" Ihn schauderte vor dieser Vorstellung. Er zog den nackten Hals fröstelnd in den Federkragen ein und plusterte die dicken Daunenhosen auf.

Ach, mein verehrter Josua Kragenkropf, die Menschen brauchen nicht erst Geier zu werden. Sie genießen voller Behagen den Duft einer verfaulten Zivilisation, sie reden von einer Wissenschaft, die ständig in der Mauser ist — mein lieber Kollege Kragenkropf, mein lieber Kollege Krallenbein — und fressen sich gegenseitig das Frühstück weg.

Der Oberaffe

Indiens Morgenhimmel blaute über Indiens Gefilden und tauchte alle Wunder des Daseins in das Licht des jungen Tages unter Brahmas Sonnensegen.

„Sehr weise und sehr lichtvoll ist diese Welt," sagte der Elefant Nalagiri Lappenhaut, erhob sich vom Schlaf und stellte sich auf seine Säulenbeine, um nachzudenken, das breite Haupt nach Osten gewendet, denn er war voller Erfahrung und seine Seele war stille.

Um ihn herum aber war es nicht stille. Im Geäst der Bäume regte sich vielfältig ein Gewimmel von Köpfen, Beinen, Händen und Schwänzen. Eine Affenversammlung wählte ihren Oberaffen. Wo sich Affen versammeln, wählen sie immer einen Oberaffen, sonst gäbe es kein richtiges Affentheater und das wollen die Affen überall haben, in Indien und in der ganzen Welt, wo es nur immer richtige Affen gibt — und es gibt

ſehr viele. Zum Oberaffen wird immer der Affe gewählt, der das größte Maul und das ſtärkſte Gebiß hat, und eine ſolche Wahl iſt, wie alle Wahlen in der ganzen Welt, wo Affen wohnen, ein Ereignis mit ſehr lebhaften Begleiterſcheinungen. Zuerſt erhebt ſich ein entſetzliches Geſchnatter, ſo daß keiner mehr verſtehen kann, was der andere ſagt, denn das iſt bei einer Wahl auch gar nicht nötig. Dann fangen ſie an ſich zu beißen, zu prügeln und zu Knäueln zu ballen, bis ſich Knäuel um Knäuel löſt und aus dem letzten Knäuel, der ſich aus allen Knäueln herausgebiſſen hat, der alſo erwählte Oberaffe aufſteigt.

So war es auch dieſes Mal und der Oberaffe des jungen Tages hieß Krakelius Kreckecketk. Er ſetzte ſich auf die allerhöchſte Baumſpitze und fletſchte die Zähne, wobei er vielfache Falten auf der Naſe bekam, was einen überaus unverbindlichen Eindruck machte. Dafür war er der Oberaffe.

„Sehr geräuſchvoll ſind viele Geſchöpfe dieſer Erde," ſagte der Elefant Nalagiri Lappenhaut, ſchloß peinvoll und ergeben die großen Ohren und wechſelte die Stellung

seiner Säulenbeine, um nachzudenken, das breite Haupt nach Osten gewendet.

„Ich übernehme jetzt die Regierung," sagte Krakelius Kreckecketk und fletschte nochmals die Zähne. „Eine Regierung besteht darin, daß sie anderen Beschränkungen auferlegt, vor allem also . . ."

„Wir wollen keine Beschränkungen, wir wollen Freiheit!" brüllten die Affen.

„Maul halten!" sagte Krakelius Kreckecketk, „es gibt keine Freiheit für Affen und auch nicht für eine richtige Affenregierung. Es muß alles beschränkt sein. Ihr müßt beschränkt werden und ich bin schon beschränkt, weil ich amtlich beschränkt bin. Dafür bin ich der Oberaffe!"

Großes Geschnatter.

„Vor allem brauchen die kleinen Affen nicht immer in den Mutterarmen herumzuliegen und verhätschelt zu werden. Das verzärtelt das kommende Geschlecht, wir aber brauchen standhafte und mutige Affen, wie ich einer bin."

„Was weißt denn du von Kindererziehung?" grinsten die Affenmütter, „wir lassen uns unsere süßen Kleinen nicht nehmen."

„Ich weiß sehr viel von Kindererziehung, weil ich eine Regierung bin," sagte Krakelius Kreckeckeck, „ich weiß von allem etwas, denn ich weiß es amtlich. Dafür bin ich der Oberaffe!"

„Du weißt von allem etwas und weißt gar nichts," sagte eine junge Affenmutter und zeigte die Zähne.

„Ferner," sagte Krakelius Kreckeckeck, „sollen sich die jungen Leute nicht so viel untereinander kratzen. Das schickt sich nicht. Sie sollen lieber Beinübungen machen, das schafft die Jugend, die wir brauchen. Unsere Zukunft liegt in den Beinen."

Großes Geschnatter.

„Wir kratzen uns, wenn es uns juckt," schrien die jungen Mädchen und jungen Männer, „du kratzt dich ja auch."

„Das ist etwas anderes," sagte Krakelius Kreckeckeck, „wenn es mich juckt, so juckt es mich amtlich, und wenn ich mich kratze, so kratze ich mich amtlich. Dafür bin ich der Oberaffe!"

Dabei juckte es ihn und er kratzte sich amtlich.

„Ferner sollen alle Affen nicht herum-

lungern, sondern fleißig Früchte sammeln. Das sind unsere Vorräte für die Zeiten der Not und das ist eine Maßnahme der Regierung."

„Wir wollen fressen und nicht sammeln," schrien die Affen.

„Das könnte euch passen," sagte Krakelius Kreckecheck, „nur immer so von der Pfote in die Schnauze zu leben, aber das kann eine Regierung nicht dulden. Ihr sollt sammeln und was ihr sammelt, sollt ihr mir bringen. Eine richtige Affenregierung steckt alle Früchte ein, die andere sammeln."

„Um sie selbst zu fressen!" brüllten die Affen.

„Jawohl," schrie Krakelius Kreckecheck, „und wenn ich alles selber fresse, so fresse ich es amtlich. Dafür bin ich der Oberaffe!"

Großes, zunehmendes Geschnatter sämtlicher Affen und Äffinnen. Es war kein Wort mehr zu verstehen.

Plötzlich verstummte das Geschnatter.

Aus dem Dickicht heraus trat im elegant gestreiften Fellkleid und mit sehr erbostem Gesichtsausdruck die Tigerin, Frau Miesimissa Pfotenpuff. Alles verkroch sich eiligst

höher auf die Bäume, denn ein Tiger hat für Leute, die keine Tiger ſind, ſehr leicht etwas Unbehagliches.

„Was iſt das für ein ſcheußlicher Lärm?“ fauchte Frau Mieſimiſſa Pfotenpuff, „meine ſüßen Kinder, die kleinen Pfotenpuffs, können nicht ſchlafen vor eurem dummen Geſchnatter.“

„Wir müſſen ſo viel ſchnattern, weil wir eine Regierung und einen Oberaffen haben,“ ſagte ein kleiner Affe, ein noch ganz unſchuldiges Geſchöpf.

„Wo iſt euer Oberaffe?“ fragte Frau Pfotenpuff und ſchlug mit der Tatze bedenklich auf einen Baumſtamm.

„Der Oberaffe, der Oberaffe,“ ſchrien die Affen ängſtlich und liefen ſuchend durcheinander, „der Oberaffe ſoll uns verteidigen, er ſoll mit Frau Pfotenpuff reden. Wo iſt der Oberaffe?“

Aber der Oberaffe war nicht mehr da.

Endlich entdeckte man in einem Baumloch ein Hinterbein, das einſam und angſtvoll herausragte. An dieſem amtlichen Hinterbein zog man Krakelius Kreckeck aus dem Loch hervor und ſtellte ihn auf ſeine ſchlot-

ternden Glieder. Er ſtrebte wieder ins Loch zurück und ruderte heftig mit Armen und Beinen, aber die anderen Affen hielten ihn feſt.

„Biſt du der Oberaffe?“ fragte Frau Mieſimiſſa Pfotenpuff und leckte ſich in einer ſehr unangenehmen Weiſe die Schnauze.

Krakelius Kreckecke reckte eine Hand und ein Bein in die Höhe, eine Schwurhand und ein Schwurbein.

„Nie bin ich Oberaffe geweſen,“ beteuerte er, „niemals. Wie ſollte ich Oberaffe werden? Ich bin viel zu ſchwach und kränklich. Mein Fleiſch iſt auch nicht geſund und ich bin ganz mager. Ja, nicht einmal mein Fell iſt etwas wert, die Motten ſind hineingekommen. Nein, um mich lohnt es ſich wirklich nicht, daß Sie ſich bemühen. Ich bin der letzte und erbärmlichſte aller Affen. Sie ſahen ja, wie man mich aus dem Baumloch herausgezogen hat, ich war vor Schwäche hineingefallen, vor lauter Schwäche.“

„Haſt du nicht eben über Kindererziehung geredet? Haſt du nicht eben geſagt, daß du ſtandhaft und mutig biſt?“ fragte Mieſimiſſa Pfotenpuff.

„Wie ſollte ich? Ich verſtehe ja nichts von Kindererziehung. Nie hab ich etwas davon verſtanden," ſagte Krakelius Kreckeckeck und ſchlotterte an Armen und Beinen. „Und ich und mutig? Ach, du lieber Gott, du lieber Gott . . ." Krakelius Kreckeckeck jammerte beweglich.

„Haſt du nicht eben vom Jucken und Kratzen der Jugend geſprochen?" fragte Mieſimiſſa Pfotenpuff und knurrte beängſtigend.

Krakelius Kreckeckeck ſetzte fieberhaft ſeine Schwurhand und ſein Schwurbein in Bewegung.

„Niemals, niemals," beteuerte er, „ich bin froh, wenn es mich ſelber nicht juckt."

„Du wollteſt aber doch Früchte einheimſen, die andere geſammelt haben," meinte Mieſimiſſa Pfotenpuff, „alſo biſt du doch ein Oberaffe."

Die Schwurhand und das Schwurbein bekamen geradezu Zuckungen.

„Beim Tempel von Benares, beim Fell meiner Väter, ich ſchwöre es mit Armen und Beinen, niemals habe ich ſolche Dinge geſagt. Wie käme ich dazu? Ach, ich armes,

schwaches Geschöpf. Glauben Sie doch das nicht von mir, meine liebe Frau Pfotenpuff!"

„Ich bin nicht deine liebe Frau Pfotenpuff, du dummer Affe," sagte Miesimissa, „ich werde dir die Flöhe aus dem Fell klopfen."

Frau Miesimissa Pfotenpuff war eine Dame. Es ist peinlich es zu sagen, aber sie gebrauchte diesen Ausdruck.

Aus der Tiefe des Dschungels klang leise klagend ein miauendes Weinen, mehrstimmig.

„O Himmel," sagte Miesimissa Pfotenpuff, „meine süßen Kinder, die kleinen Pfotenpuffs, die ihr gestört habt, weinen nach mir. Sie sind hungrig. Ich muß nach Hause. Aber ich schicke euch meinen Mann, wenn er von der Jagd zurückkommt. Er soll die ganze Angelegenheit untersuchen. Er wird euch was, ihr Affenbande!"

Miesimissa Pfotenpuff verschwand im Dickicht und bald darauf lagen die kleinen Pfotenpuffs in den mütterlichen Tatzen, tranken mit selig zugekniffenen Augen und schnurrten laut und wonnevoll.

Die Affen beschlossen in sehr begreiflicher Weise, die Ankunft des angekündigten Herrn Pfotenpuff lieber nicht abzuwarten. Kaum war Frau Miesimissa Pfotenpuff verschwunden, als eine regellose Flucht einsetzte, ein wirres Gewimmel von Köpfen, Armen, Beinen und Schwänzen — als erster und allen weit voran floh Krakelius Kreckeck, denn er floh amtlich. Dafür war er der Oberaffe.

Im Geäst der Bäume wurde es stille. Indiens Morgenhimmel blaute über Indiens Gefilden und tauchte alle Wunder des Daseins in das Licht des jungen Tages unter Brahmas Sonnensegen.

„Sehr weise und sehr lichtvoll ist diese Welt," sagte der Elefant Nalagiri Lappenhaut und wechselte die Stellung seiner Säulenbeine, um nachzudenken, das breite Haupt nach Osten gewendet, „aber sehr unweise und sehr geräuschvoll sind viele Geschöpfe. Sehr unweise und sehr geräuschvoll ist insbesondere das Affentheater auf dieser Erde und am unweisesten und am geräuschvollsten sind die Oberaffen."

Peter Plüſch

In der Erde, in geräumigen und behaglichen Kammern wohnte der Maulwurf Peter Plüſch. Seine Wohnung war ſehenswert, denn Peter Plüſch war ein Meiſter der Innenarchitektur. Die Zimmer waren regelmäßig und in gefälligen Formen, die Wände ſauber geglättet und der Boden war reichlich mit Ruhelagern aus Moos und Gräſern verſehen, ſo daß es warm und weich war, wohin man auch mit der Pfote tupfte. Noch weicher als Moos und Gräſer war Herr Peter Plüſch ſelbſt, ebenſo weich wie er war ſeine Gattin Frau Pauline Plüſch, und noch viel weicher, beinahe unwahrſcheinlich weich waren ſeine drei Kinder, die kleinen Plüſchs. Die kleinen Plüſchs waren ſo weich, daß man es nicht einmal hören konnte, wenn ſie ſich im Kinderzimmer balgten. Man ſollte meinen, daß ſo weiche Leute in einer ſo weichen Wohnung ein großes Behagen ent-

faltet hätten, aber es war leider nicht ſo. Peter Plüſch hatte ein ſehr unruhevolles Temperament und der Grundſatz ſeines Lebens war Wühlen. Unaufhörlich lief er in den großen Korridoren, die ſeine Wohnung mit der Außenwelt verbanden, ſpazieren, grub nach rechts und grub nach links und ſchnupperte nach Engerlingen, Regenwürmern und ſonſtigen appetitlichen Dingen. Dieſe roch er ſchon von weitem und mit ſeinen Schaufelpfoten ſchaufelte er ſich mit einer erſtaunlichen Emſigkeit und Geſchwindigkeit weiter, ſo daß er gleichſam in der Erde ſchwamm wie ein Fiſch im Waſſer. Solch ein Schaufelmeiſter war Peter Plüſch. Nur ſah er nicht gut, er hatte ganz kleine, mohnkorngroße Augen, wie das begreiflich iſt bei jemand, der immer unter der Erde nach Engerlingen ſucht, und wenn er einmal auftauchte und deutlicher ſehen wollte, ſo mußte er die Haare über ſeinen Augen zurückſtreichen, damit er etwas wahrnehmen konnte. Aber meiſtens grub er, daß ihm der Sand nur ſo aus den Pfoten flog. Das war Peter Plüſch.

„Peter," fragte Frau Plüſch, die eben aus

der Speiſekammer kam, „die Vorräte ſind aufgeſchichtet, was ſoll ich jetzt tun?“

„Wühlen!“ ſagte Peter Plüſch.

„Papa,“ fragten die kleinen Plüſchs und guckten aus dem Kinderzimmer, „Papa, wir haben genug geſpielt. Was ſollen wir jetzt tun?“

„Wühlen!“ ſagte Peter Plüſch.

Plüſchs wühlten. Peter Plüſch wühlte, Frau Plüſch wühlte und die kleinen Plüſchs wühlten. Peter Plüſch aber wühlte am ſchnellſten. Er ſchaufelte ſo erheblich, daß er etwas außer Atem kam und nach oben tauchte, um Luft zu ſchöpfen.

Wie er gerade die kleine Schnauze aus einem rieſelnden Erdhaufen emporſtreckte, ſah er etwas ſehr Sonderbares vor ſich ſitzen — lang, grün, mit bemerkenswerten Beinen und bedenklichen Fühlern. Es war dies der Grashüpfer, der Sachverſtändige für Wieſenkunde, Herr Magiſter Pankratius Plötzlich. Er ſaß im Graſe und trank ſeinen Abendtau.

Peter Plüſch war noch jung, er hatte nur ſelten einen Grashüpfer geſehen und jedenfalls keinen ſo ungeheuer großen. Er

schnupperte erstaunt in der Luft herum, schob die Haare von seinen mohnkorngroßen Augen beiseite und besah sich das grüne Wunder von allen Seiten.

„Wer sind Sie?" fragte er unvermittelt. Peter Plüsch war etwas manierlos.

Der Grashüpfer bewegte die Fühler bedenklich hin und her und sah aus hervorquellenden Augen auf Peter Plüsch.

„Ich bin Sachverständiger für Wiesenkunde, Magister Pankratius Plötzlich," sagte er erhaben.

Peter Plüsch hielt es nicht für nötig, sich ebenfalls vorzustellen, er gab wenig auf feine Umgangsformen, die vielen Erdarbeiten bringen das so mit sich. Er beguckte sich den Magister von allen Seiten, aber er konnte nicht klug daraus werden.

„Das muß ich meiner Familie zeigen," sagte er, „wühlen, wühlen!" Und er wühlte sich eiligst zu einem seiner Gänge und rief in die Wohnung hinein: „Pauline, Kinder, kommt schnell, draußen sitzt ein grüner Magister mit langen Beinen und sieht knusprig aus, am Ende ist er zu essen. Kommt schnell, wühlen!"

Frau Plüſch und die kleinen Plüſchs wühlten. Sie wühlten emſig und voller Eifer.

Nahe dem Magiſter, auf einem feuchten kühlen Stein, ſaß die Kröte Sibylle Warzenreich. Frau Warzenreich war weisheitsvoll wie alle Kröten und zudem noch eine ganz beſonders erfahrene alte Dame.

„Herr Magiſter," ſagte ſie, „dies war Peter Plüſch. Peter Plüſch hat einen großen Appetit und ſehr mangelhafte Umgangsformen. Mir ſchien, als ſchnuppere er in einer unangenehmen Weiſe um Sie herum. Es iſt nicht unmöglich, daß er ſich mit Verſpeiſungsabſichten in bezug auf Ihre werte Perſon trägt."

Der Magiſter und Sachverſtändige für Wieſenkunde legte arrogant die Fühler zurück, obwohl es ihm etwas unbehaglich wurde, er wollte das aber bei ſeiner Gelehrtenwürde nicht zeigen.

„Vielen Dank, gnädige Frau, aber über derartige Leute ſetze ich mich hinweg," ſagte er erhaben.

Jetzt tauchten Plüſchs aus dem Erdboden wieder auf, zuerſt Peter Plüſch, dann Frau

Plüſch und nachher die drei kleinen Plüſchs. Alle richteten die mohnkorngroßen Augen auf den Magiſter und betrachteten ihn. Peter Plüſch ſchnupperte dazu bedenklich.

„Dies iſt der Sachverſtändige für Wieſenkunde, Magiſter Pankratius Plötzlich. Ich habe ſolch ein Vieh noch nicht geſehen.“

Ich ſagte es ſchon einmal, daß Peter Plüſch etwas einfache Umgangsformen hatte.

Der Sachverſtändige für Wieſenkunde hob die Fühler in die Höhe und ſah erhaben aus.

„Sagen Sie mal,“ ſagte Peter Plüſch und ſchnupperte ſchon wieder, „Sie ſehen ſo knuſprig aus, Sie ſind am Ende eßbar?“

Magiſter Pankratius Plötzlich erblaßte. Er wurde hellgrün im Geſicht, während er ſonſt dunkelgrün war. Jetzt legte er die Fühler nach vorne, es ſah abwehrend aus.

„Los!“ ſchrie Peter Plüſch und Plüſchs fuhren alle zuſammen auf den knuſprigen Magiſter los. Magiſter Pankratius Plötzlich aber ſprang mit einem gewaltigen Satz über Peter Plüſch, Frau Plüſch und die kleinen Plüſchs weg, ſo daß Plüſchs nichts

mehr von ihm sahen, sondern mit den Nasen zusammenstießen.

Peter Plüsch war wütend und zischte etwas, was unmanierlich klang. Die Sache war ihm peinlich Pauline und den Kindern gegenüber, und er ärgerte sich sehr.

„Papa, wo ist der Magister geblieben?" fragten die kleinen Plüschs.

„Er ist in der Erde verschwunden, wo kann man sonst verschwinden, als in der Erde?" sagte Frau Plüsch und sah den Gatten ratlos an, „was sollen wir tun?"

„Wühlen!" sagte Peter Plüsch und Plüschs wühlten sich tief in die Erde hinein.

„Schnelligkeit ist doch die Hauptsache im Leben, das habe ich immer gesagt," sagte die Schnecke Patientia Eilig, die auf einem Mauerrand klebte, „wäre ich jetzt nicht so schnell fortgeeilt wie der Magister, hätte Peter Plüsch mich am Ende auch noch gefressen."

Und sie schob sich zufrieden um einen ganzen Millimeter weiter. Nur dachte sie nicht daran, daß Peter Plüsch sie gar nicht gesehen hatte.

Es war Nacht geworden und Plüschs

wühlten immer noch. Sie suchten nach dem Sachverständigen für Wiesenkunde, Magister Pankratius Plötzlich.

„Es gibt so viele, die in der Erde wühlen nach dem, was über der Erde ist," sagte die Kröte Sibylle Warzenreich, denn die Kröten sind sehr weisheitsvoll und Frau Warzenreich war eine besonders erfahrene alte Dame. „Das Wühlen nützt gar nichts, Herr Peter Plüsch, es sind zwei Reiche, eines in der Erde und eines über der Erde — und vielleicht sind es noch viel, viel mehr."

Sibylle Warzenreich seufzte und sah nach oben. Die Sterne gingen über ihr auf.

Nachruhm

Die Totenfeier am Sarge des berühmten Anatomen und Leiters des Phyſiologiſchen Inſtituts der alten Univerſität geſtaltete ſich zu einer ergreifenden Huldigung der akademiſchen Kreiſe vor den Verdienſten des großen Verſtorbenen. Der Katafalk war mit Kränzen und ſeidenen Schleifen behangen, in Lorbeer und Blumen gehüllt, brennende Wachskerzen umrahmten ihn und vor ihm waren auf ſamtenem Kiſſen die zahlreichen Orden ausgebreitet, die der gelehrte Forſcher mit berechtigtem Stolz getragen hatte. Zu beiden Seiten der Bahre ſtanden die Chargierten der Korporationen mit blanken Schlägern und neben den Angehörigen ſaßen der Senat der Univerſität in vollem Ornat, ſämtliche Profeſſoren der Hochſchule und die Vertreter der Behörden. Der Prieſter hatte ſoeben ſeine Rede beendet, die allen tief zu Herzen gegangen war.

„Er war ein vorbildlicher Menſch und ein vorbildlicher Gelehrter," ſchloß er, „er war das eine, weil er das andere war, denn ein großer Forſcher ſein, heißt ein großer Menſch ſein. Wir ſtehen an der Bahre eines ganz Großen, mit Trübſal in der Seele, weil er uns genommen iſt. Aber mit nichten ſollen wir trauern und wehklagen, denn dieſer große Tote iſt nicht tot, er lebt weiter und ſtehet nun vor Gottes Thron im vollen Glanze ſeines ganzen arbeitsreichen Lebens, wie es denn in der Schrift heißt: ſie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach!"

Alle ſchwiegen ergriffen und es fiel auch niemand auf, daß der Prieſter anſcheinend eine Kleinigkeit vergeſſen hatte, nämlich die, daß der große Tote, der nun vor Gottes Thron ſtehen ſollte, ſein ganzes Leben lang für die Überzeugung eingetreten war, daß es gar keinen Gott gäbe. Aber ſolche Kleinigkeiten werden bei Grabreden meiſtens vergeſſen.

Hierauf erhob ſich der Rektor der Univerſität mit der goldenen Amtskette um den Hals und ſprach mit bewegter Stimme

warme Worte des Nachrufes für seinen berühmten Kollegen.

„Er war allezeit eine Zierde unserer alten alma mater und eine Zierde der Wissenschaft, der er sein ganzes Dasein geweiht hatte, ein Vorbild uns und allen, die nach uns kommen werden, denn auf ewig wird sein Name in goldenen Lettern auf den Marmortafeln der menschlichen Kultur glänzen. Ich kann in diesem ernsten und feierlichen Augenblick nur weniges aus der Überfülle seines Geistes herausgreifen, nur andeuten, wie er unermüdlich an unzähligen Tierversuchen Beweis auf Beweis gehäuft. Es ist nicht auszudenken, welche unerhörten Perspektiven sich mit diesen völlig neuen medizinischen Tatsachen der leidenden Menschheit und der Wissenschaft als solcher eröffnen. Nur nacheifern können wir dem gewaltigen Forscher, der uns solche Wege gewiesen, und wir und die ihn bewundernde akademische Jugend, der er ein Führer zu wahrem Menschentum war, wir wollen an seiner Asche geloben, sein Lebenswerk fortzusetzen und auszubauen, zum Heile der europäischen Wissenschaft

und zur Ehre unſeres geliebten Vaterlandes. Es hat unſerem großen Toten nicht an reicher Anerkennung gefehlt, wie wir dankbar feſtſtellen können, auch von allerhöchſter Stelle ſind ihm ehrenvolle Zeichen der Huld zuteil geworden" — alle Blicke richteten ſich ſtaunend auf das Samtkiſſen mit den Orden, die einige Pfund wogen — „ja, noch kurz vor ſeinem Tode ward ihm die Freude, zum Wirklichen Geheimen Medizinalrat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt zu werden, eine Ehrung, die mit ihm auch unſere ganze Hochſchule als ſolche empfunden hat. So reich aber ſein Ruhm auch war, noch reicher wird ſein Nachruhm ſein für alle Zeiten und wir, die wir ihm nachtrauern, wollen es ihm gönnen, daß er nun ruhe von ſeiner Arbeit, daß er auf der Aſphodeloswieſe luſtwandele mit den großen Geiſtern aller Zeiten, zu denen ihn ſeine Werke erhoben haben, und ſo darf auch ich ſchließen mit den Worten meines geiſtlichen Vorredners: und ihre Werke folgen ihnen nach!"

Alle waren voller Andacht, teils vor der europäiſchen Wiſſenſchaft und teils vor dem

Prädikat Exzellenz. Der Rektor Magnifikus hatte nur die Kleinigkeit außer acht gelassen, daß die europäische Wissenschaft die Asphodeloswiese eine Fabel nennt und von den großen Geistern der Vergangenheit behauptet, daß sie sich in chemische Substanzen aufgelöst haben. Aber das sind ja Kleinigkeiten und es ist das Vorrecht der heute üblichen Bildung, ein griechisches Wort zu gebrauchen für etwas, bei dem man sich nichts mehr denkt. Wenn man überhaupt denken wollte — du lieber Gott, wo käme man da hin bei unserer heutigen Zivilisation und der europäischen Wissenschaft!

Der Vertreter des Staates erklärte, daß der Verstorbene eine Säule des modernen Staatswesens gewesen sei, und der Vertreter der Stadt sagte, daß der Magistrat einstimmig beschlossen habe, einer Straße den Namen des großen Toten zu verleihen. Der Kirchenchor sang ein Lied, es war ein altes Lied aus einer alten Zeit, andere Menschen mit anderer Gesinnung hatten dies alte Lied geschaffen und es nahm sich seltsam aus nach den tönenden Worten von

heute. Sehr leise und überirdisch sang es wie mit fremden Stimmen durch den Raum: „Wie wird's sein, wie wird's sein, wenn wir ziehn in Salem ein, in die Stadt der goldnen Gassen . . .“

Dann sank der Sarg in die Tiefe.

— — —

Der Tote hatte die ganze Zeit dabeigestanden. Ihm war, als habe sich eigentlich nicht viel verändert. Er erinnerte sich nur, einen sehr lichten Glanz gesehen zu haben, dann war alles wieder wie sonst, und er wußte kaum, daß er gestorben war. Nur leichter war alles an ihm, keine Schwere mehr und keine grobe Stofflichkeit. Ein großes Erstaunen faßte ihn — es gab also doch ein Fortleben nach dem Tode, die alte Wissenschaft hatte recht und die neue hatte unrecht. Aber es war schöner so und es beruhigte ihn sehr, obwohl es anfangs etwas Quälendes hatte, daß er mit niemandem mehr sprechen konnte, daß keiner seiner Angehörigen und seiner Kollegen merkte, wie nahe er ihnen war. Immerhin war es tröstlich, zu hören, wie man ihn feierte und daß man so zuversicht-

lich von Gottes Thron und von der Aſphodeloswieſe geſprochen hatte. Freilich — die Titel und die Orden fehlten ihm, ſie erſchienen nicht mehr greifbar. Aber war er nicht immer noch der große Gelehrte, der berühmte Forſcher? Hieß es nicht: und ihre Werke folgen ihnen nach? . . .

Er war nun allein, die Umriſſe des Raumes wurden dunkel und verſchwammen ins Raumloſe. Es war ſehr ſtill, nur ganz ferne verklang das alte Lied, kaum noch hörbar: wenn wir ziehn in Salem ein — in die Stadt der goldnen Gaſſen . . .

Das würde nun erfolgen, vielleicht gleich. Eine große Spannung erfüllte ihn, aber in dieſer Spannung war etwas von Angſt, etwas Unſagbares, eine große bange Frage, die ihn ganz ausfüllte. Es war auch ſo dunkel geworden, man konnte nichts mehr ſehen.

Dann wurde es hell und ein Engel ſtand vor ihm. Alſo auch das gab es. Dann würde es ja auch einen Gott geben und die vielen Toten, die lebendig waren, und das geiſtige Jeruſalem. Wie ſchön war das alles! Aber der Engel ſah ernſt und ſehr traurig aus.

„Wohin willst du?“ fragte er.

„Ins Paradies.“

„Komm,“ sagte der Engel.

Große dunkle Tore öffneten sich lautlos und sie traten in einen Raum, der grell erleuchtet war. Die Wände waren blutrot und auf dem Boden hockten unzählige verstümmelte Tiere und wimmerten. Sie streckten die zerschnittenen Glieder nach dem Toten aus und sahen ihn aus geblendeten und erloschenen Augen an. Immer weiter, ins Unabsehbare, dehnte sich ihre Reihe.

„Hier sind die Hündinnen, denen du bei lebendigem Leibe die Jungen herausgeschnitten hast. Hattest du keine Kinder, die du liebtest? Wenn deine Kinder sterben und sie suchen den Vater im Paradies, so werden sie dich hier finden. Es ist das Paradies, das du dir geschaffen hast. Hier sind die Katzen, denen du das Gehör zerstört hast unter gräßlichen Martern. Gott gab ihnen ein so feines Gehör, daß es ein Wunder der Schöpfung ist. Du wirst nichts mehr hören als das. Hier sind die Affen und Kaninchen, denen du das Augenlicht nahmst. Gott gab es ihnen, um die Sonne

zu ſehen. Sahſt du nicht auch die Sonne dein Leben lang? Du wirſt nun nichts mehr ſehen, als dieſe geblendeten und erloſchenen Augen. Soll ich dich weiterführen? Es iſt eine lange, lange Reihe."

„Das iſt entſetzlich," ſagte der Tote.

„Das iſt es," ſagte der Engel.

„Leben denn alle dieſe Tiere weiter?" fragte der Tote.

„Alle dieſe Tiere leben bei Gott," ſagte der Engel, „du kannſt nicht dorthin, denn ſie ſtehen davor und klagen dich an, ſie laſſen dich nicht durch. Was du hier ſiehſt, ſind ihre einſtigen Spiegelbilder, es ſind deine Werke und ſie bleiben bei dir. Du wirſt alle ihre Qualen an dir erfahren, bis du wieder zur Erde geboren wirſt, um zu ſühnen. Es iſt ein langer und trauriger Weg. Aber ſie werden nicht deine einzigen Gefährten ſein, du haſt noch einen anderen, ſieh her, wer vor dir ſteht inmitten all deiner Werke."

Der Tote ſah auf und erblickte ein ſcheußliches Geſpenſt mit einer menſchlichen Fratze, in einem Gewand voll Schmutz und Blut und mit einem Meſſer in der Hand.

„Das ist das Scheußlichste, was ich jemals sah," sagte der Tote und es packte ihn ein Grauen, wie er es noch nie erlebt. „Wer ist dies Scheusal? Muß ich das immer ansehen?"

„Das bist du," sagte der Engel.

„Aber die Wissenschaft?" fragte der Tote angstvoll, „habe ich ihr nicht gedient? Gehöre ich nicht zu den großen Geistern, auch wenn ich diese Taten beging?"

„Die großen Geister waren den Tieren Brüder und nicht Henker," sagte der Engel, „sie würden dir den Rücken kehren, wenn du es wagen könntest, zu ihnen hinauf zu gelangen. Aber du gelangst gar nicht in ihre Nähe. Du warst eine Null und kein großer Geist. Du wußtest es auch, daß du eine Null warst, du wußtest, daß dir nichts einfallen würde, und darum hast du aus Eitelkeit alle diese Greuel begangen, in der Hoffnung, der Zufall könnte dir etwas von den Geheimnissen der Natur enträtseln, wenn du sie folterst. Nachher kam die Mordlust, die Herrscherwut kleiner Seelen dazu. Siehst du das alles? Du kannst es deutlich sehen an deinem Spiegelbild, es

hat getreulich alle deine Züge aufgezeichnet. Bleibe bei ihm, waſche ſein blutiges und ſchmutziges Kleid, bis es weiß wird wie Schnee. Es kann tauſend Jahre dauern, vielleicht auch länger. Bleibe bei ihm, denn du kannſt ihm nicht entrinnen. Es iſt dein Gefährte und dieſe verſtümmelten Geſchöpfe Gottes ſind dein Paradies."

„Das alles iſt wahr," ſagte der Tote, „aber auch wenn ich ſo dachte und tat, habe ich nicht doch eine Erkenntnis gefördert? Tritt nicht doch die Wiſſenſchaft für mich ein?"

„Eine Erkenntnis durch Verbrechen?" fragte der Engel. „Erkenntniſſe hatte die Wiſſenſchaft einſt, als ſie ein Tempel war. Ich will dir zeigen, wie eure Wiſſenſchaft heute ausſieht."

Ein häßliches gelbes Licht zuckte auf und der Tote ſah einen Narren ſitzen, der mit blutigen Händen Kartenhäuſer baute. Ein Luftſtoß fegte ſie um, aber der Narr baute immer weiter.

„Iſt das alles?" fragte der Tote und klammerte ſich hilfeſuchend an das Gewand des Engels.

„Das iſt alles," ſagte der Engel, „lehrt

eure Wissenschaft nicht auch, daß es keinen Gott und keine Vergeltung und kein Leben nach dem Tode gibt? Ich muß nun gehn. Bleibe in deinem Paradies."

Der Tote blieb in seinem Paradiese und hatte es vor Augen Stunde um Stunde, Tag für Tag und Jahr für Jahr. Es ist dies mit einer Zeit nicht mehr zu messen, jedenfalls nicht wissenschaftlich und das ist doch das einzig Maßgebliche, nicht wahr? Aus sehr weiter Ferne klang ein altes Lied aus einer alten Zeit, kaum noch hörbar und verhallend: wie wird's sein, wie wird's sein, wenn wir ziehn in Salem ein, in die Stadt der goldnen Gassen . . . .

Vielleicht bedeutet dieses Lied doch etwas, denn wir müssen ja alle einmal sterben? Aber wer denkt heute daran, im Zeitalter der aufgeklärten europäischen Wissenschaft?

Die Zeitungen brachten spaltenlange Nachrufe über den berühmten großen Forscher und Gelehrten, Seine Exzellenz den Wirklichen Geheimen Medizinalrat, dessen Tod einen unersetzlichen Verlust für die Wissenschaft bedeute, dessen Name aber für alle Zeiten ein Ruhmesblatt in der Geschichte der

Menschheit bleiben würde, ein herrliches Zeichen unserer fortschrittlichen Kultur und ein Denkmal allen kommenden Geschlechtern, wie es die Besten vor ihm waren. Ehre diesen großen Toten!

Ja, sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.

Das Land der Verheißung

Der Weg in die Wildnis

Ich kann es nicht ſagen, wann dieſe Geſchichte geſchehen iſt, ſo wie ich ſie erzähle. Es iſt vielleicht viele hundert Jahre her, vielleicht war es geſtern. Vielleicht geſchieht ſie heute oder morgen oder in vielen hundert Jahren, die unſere Augen nicht mehr ſehen werden. Denn es iſt lange her, daß die Erde frei war von Blut und Schuld und Irrtum und es wird lange dauern, bis ſie entſühnt iſt. Es iſt ja überhaupt ſo ſchwer zu ſagen, wann etwas geſchieht, denn alle Zeit iſt Täuſchung und was wir hier ſehen, iſt nichts als tauſendfältige Form, die geprägt wird. Aber die eigentlichen Ereigniſſe ſind hinter den greifbaren Dingen in einer geiſtigen Welt, und auch dieſe Geſchichte ſteht in der geiſtigen Welt geſchrieben, aus der alle Formen erſtehen und ſich wandeln und wo, von keiner Zeit gemeſſen, die Ewigkeit atmet. Aber ich denke, dieſe Geſchichte hat ſich ſchon viele Male vor vielen Jahren begeben, ſie

geſchieht heute noch und ſie wird ſich noch viele, viele Male ereignen müſſen, bis die Erde entſühnt iſt. Denn das iſt ein langer Weg und kein armes, menſchliches Wiſſen vermag etwas über ſeine Dauer zu ſagen. Nur daß er ſehr mühſam und beſchwerlich iſt für die Wenigen, die ihn heute gehen, das wiſſen wir. Darum wird dieſe Geſchichte auch immer ein anderes Kleid tragen, je nachdem, wann ſie geſchah oder wann ſie wieder geſchehen wird, denn ohne ein Kleid kann ein armes menſchliches Wiſſen ſie nicht verſtehen. Wir ſehen ja immer nur von allem die Kleider und müſſen uns bemühen, aus ihnen das Weſen der Dinge zu deuten.

Die Geſchichte, die ich erzählen will, ſpielt in der Wildnis und der, welcher ſie erlebte, trug die Kutte der Brüder des Heiligen Franziskus von Aſſiſi. Das muß ſchon ſo ſein, denn es iſt eine Geſchichte der Brüderlichkeit und es lebt in ihr der Geiſt des Geweihten von La Vernia. Aber es braucht niemand äußerlich dieſes Kleid zu tragen, der den Weg gehen will, den dieſer Bruder ging, und es braucht auch keine Wildnis zu ſein, in der ſich dieſe Geſchichte begibt und

begeben wird. Es kann eine Stadt ſein mit modernen Fabrikſchloten und Maſchinen, es kann ein Dorf ſein mit Feldern und Auen oder eine ſtaubige Landſtraße. Das iſt ganz gleich und das alles ſind nur Kleider, wie das Leben heute noch eine Wildnis iſt dem, der den Weg des Franz von Aſſiſi geht. Man muß bedenken, daß wir ja alle auf einer Schwelle leben und daß die eigentlichen Geſchichten des Daſeins in einer geiſtigen Welt geſchehen hinter den Dingen und hinter dem, was wir Ereigniſſe nennen. Vielleicht träumen wir auch die Dinge nur, aber weil wir träumen, wachen wir nicht für das, was eigentlich iſt. Es mag ſein, daß das ſchwer zu verſtehen iſt, aber ich muß es ſagen, weil es wahr iſt.

So war es einmal, im Kleid des Geſchehens geſehen, daß Bruder Immanuel vom Heiligen Orden des Franziskus von Aſſiſi Abſchied nahm von ſeinen Brüdern, um hinauszuziehen in die Wildnis. Das erzählt ſich ſehr leicht, aber es iſt gewiß nicht leicht, einen ſolchen neuen Weg zu beginnen. Er hatte den Frieden nicht finden können in ſeiner Zelle, in keiner Bußübung und in keiner

Meditation und in keinem Gebet am Bildnis des Erlöſers. Er konnte das Schauen nicht lernen, das allein zum Frieden führt in dieſer Welt der Täuſchungen und der Schuld und des Irrtums. Es faßte ihn ein Entſetzen vor der Menſchheit, wie er ſie Tag für Tag vor Augen ſah, und er begriff nicht, warum er in dieſe Erde geſtellt war. Und doch war er zu ſtark in ſich ſelbſt, um mit einem müden verlorenen Lächeln auf alles herabzuſehen und ſtill und ergeben den Roſenkranz zu beten, wenn die Menſchen ſich draußen vor den Mauern des Kloſters ſtritten, ſchlugen und ſich verleumdeten, wenn ſie ein Grauen waren ſich ſelbſt, den Menſchen und den Tieren.

„Wenn du deinen Gott nicht in der Zelle findeſt, mußt du ihn draußen ſuchen, in der Wildnis. Er iſt überall," ſagte der Prior des Kloſters zu ihm und ſegnete ihn zum Abſchied. „Es wird eine Zeit kommen, wo ihn alle draußen ſuchen müſſen, jeder an der Stelle, auf die Gott ihn geſtellt hat. Gehe deinen Weg, trage dein Kreuz und du wirſt Gott finden."

Da packte Bruder Immanuel ſeine weni-

gen Habseligkeiten, einige Werkzeuge und Gemüsesamen aus dem Klostergarten in einen Sack und legte das Kreuz des Erlösers obenauf. Auch eine kleine Glocke nahm er mit, die eine feine silberne Stimme hatte, so daß er in der Wildnis das Ave Maria läuten könne, wenn die Sonne sich neigt.

Er nahm den Sack auf den Rücken und verabschiedete sich von allen Brüdern, um nicht mehr wiederzukommen. Es war gewiß schwer für ihn und für die anderen, aber was ist ein Abschied? Alles ist Abschied auf dieser Erde, Abschied vom Tag, vom Morgen und vom Abend, von der Nacht mit ihrem Frieden zu neuem Tagewerk, Abschied von Menschen, Tieren und Blumen. Es ist ein ewiger Weg und keine Wohnung auf dieser Erde, aber es ist ein Trost, daß es ein Weg ist zu einer Heimstätte, die alle suchen, die eines guten Willens sind.

Bruder Immanuel wanderte mit seinem Sack auf dem Rücken über eine lange staubige Straße. Die Gestalten der Brüder verschwammen in der Ferne, wurden kaum noch sichtbare Punkte und nur von ferne funkelte die Spitze der Klosterkirche im Frührot.

Dann verſank ſie auch und die Wildnis nahm ihn auf, der neue Weg und, wie er hoffte, der Weg zum Frieden und zu ſeinem Gott.

Es war um die Oſterzeit. Durch dünne blaue Luft getragen, klangen die Glocken des Karfreitag und auf den Wieſen blühten Anemonen, Schlüſſelblumen und Veilchen. Hummeln und Bienen ſummten um die erſten blühenden Bäume und die Falter tranken an den Kelchen der Blüten. Es war Auferſtehung in der Natur und das Oſterwunder, das ſo wenige verſtehen, weil ſie denken, alles Leben komme aus den Dingen ſelber und nicht aus dem, was ſie alle heiligt in einem einzigen Atem, der alles Leben in gleicher Liebe umfaßt und es wandelt im gleichen Geheimnis von Werden und Vergehen.

Da zog eine Hoffnung in Bruder Immanuels Seele ein, eine Hoffnung, die niemals in der Kloſterzelle in ihm erwacht war. Er fühlte, ſo fremd ihm die Menſchen in ihrem Grauen geworden waren, ſeine Brüderlichkeit den Tieren und Blumen gegenüber, er begann etwas vom allumfaſſenden Begreifen ſeines großen Meiſters von La Vernia zu ahnen.

„Wird mir dieser Berg mit seinen Felsen, seinen Gießbächen, seinen dunklen Tannen La Vernia werden? Werde ich Gott hier schauen, werde ich hier den Frieden finden, den ich unter den Menschen niemals finden konnte?" fragte er sich und begann eine mühsame Wanderung bergauf in den tiefen Wald hinein, ohne Weg und im Vertrauen auf die Geister dieses Ostermorgens. Der schwere Sack drückte ihn, aber sein Fuß ging leicht und sanft auf einem weichen grünen Teppich von Moos und Immergrün. Die Vögel sangen und es war, als riefen sie ihn immer tiefer und tiefer in ihre selige Wildnis hinein, in den Frieden ohne den Unfrieden der Menschheit.

Aber es war ein Frieden in der Ferne. Wenn er näher kam, flüchteten alle Geschöpfe entsetzt vor ihm, die Vögel verstummten in den Zweigen, die Rehe huschten durchs Dickicht davon und Igel und Mäuse verkrochen sich in ihren Löchern. Er rief sie vergebens mit dem Namen des Bruders. Wohin er trat, wurde die Erde still und leblos und er begriff voller Entsetzen, daß sie alle den Menschen in ihm flohen, daß er,

der das Bildnis Gottes ſein ſollte, ein Geächteter war in Gottes Schöpfung, daß er geſtaltet war nach jenen, die Menſchen und Tiere gemordet hatten und heute noch morden, die eine blühende Erde mit Blut beſudelt hatten und vor denen alles Leben angſtvoll und voller Grauen ſich verbarg.

Über den Oſterfrieden fielen tiefe dunkle Schatten und es wurde ein einſamer und trauriger Weg bis auf den Gipfel des Berges. Oben ſang leiſe eine ſilberne Quelle und die Wipfel der Tannen rauſchten im Winde, der ihre Kronen hin und her bog, aber Bruder Immanuel war ſo einſam wie noch niemals in ſeinem Leben. Die Menſchen, die er geflohen hatte, waren nicht mehr bei ihm, und die Tiere, in denen er ſeine Brüder erkannt hatte, flohen ihn. Denn er war ein Menſch, das grauenvollſte Geſchöpf in Gottes Welt.

Da ſank er neben dem Sack ſeiner ärmlichen Habſeligkeiten in die Knie und weinte. Er hatte verſtanden, wie entſetzlich es iſt, ein Menſch zu ſein. Ach, Bruder Immanuel, ſo wie du haben alle geweint, die deinen Weg gingen, und ſo wie du weinſt, werden

alle weinen, die deinen Weg gehen werden. Denn deine Geschichte ist eine zeitlose Geschichte und nur ihr Kleid wechselt im Wandel der Dinge. Und was du verstanden, haben alle verstanden, die deinen Weg gingen, und werden alle verstehen, die deinen Weg gehen werden. Es ist entsetzlich, ein Mensch zu sein, es ist entsetzlich, als Geist aus dem Reich der Liebe zu allen Wesen, herabgebannt zu werden in einen menschlichen Körper, der einstmals Gottes Ebenbild war und der verzerrt worden ist zur Fratze seit Kains Zeiten. Es ist entsetzlich, ein Gezeichneter zu sein in einer Welt der Wunder, die wirr geworden ist über dem ersten Brudermord. Es ist kein Frieden, Bruder Immanuel, was du gefunden hast, es ist die große, eisige Einsamkeit, durch die alle hindurch müssen, die Gott suchen auf dieser entheiligten Erde.

Ferne, ferne sang ein Vogel, aber er kam nicht näher. Er fürchtete den Menschen.

Die Quelle, an deren Ufer Bruder Immanuel kniete, rauschte und zog in silbernen Wellen zu Tal. Sie bildete eine kleine, blumenumrankte Bucht vor ihm und in ihrem stillen Wasserspiegel erblickte er sein Bild

Zug um Zug. Aber er sah noch etwas darin, was er bisher nicht gesehen hatte: auf seiner Stirne stand groß und deutlich ein häßliches, blutrotes Mal — das Kainszeichen, das die Menschheit in Gottes Ebenbild gegraben hatte. Er fuhr mit der Hand ins Wasser und rieb sich die Stirne, aber das Kainszeichen wäscht kein Wasser der Erde ab.

Der Abend sank über die Wildnis und die Nacht kam leise mit ihren Schleiern und Schatten. Aber es war keine Nacht des Friedens. Bruder Immanuel kniete immer noch neben seinen ärmlichen Sachen und um ihn war die grenzenlose Einsamkeit derer, die seinen Weg wandern.

Es ist vielleicht auch nicht nur sein Weg, denn einmal wird es der Weg aller sein müssen. Aber das ist noch lange hin, denn es wird noch lange dauern, bis diese Erde entsühnt ist.

Über ihm standen die Sterne und in ihrer leuchtenden Schrift waren alle die einsamen Wanderungen zu lesen und in ihnen war der Weg zu schauen, der zur Erlösung alles Lebens führt.

Aber Bruder Immanuel verstand noch

nicht, die Schrift der Sterne zu lesen. Es ist schwer, sie zu lesen, und nur die Augen lernen sie lesen, die tausend und abertausend Tränen geweint haben. Es ist entsetzlich, ein Mensch zu sein . . . . . .

Der erste Bruder

Viele Wochen waren vergangen, seit Bruder Immanuel in die Wildnis gezogen war. Er hatte sich mit großer Mühe eine einfache Hütte aus starken Balken gezimmert, er hatte den Sack, in dem er seine Habseligkeiten getragen, mit Moos gefüllt und sich eine Lagerstätte darauf bereitet. Er hatte das Bildnis des Erlösers an einer Wand seiner Hütte befestigt, so daß die ersten Strahlen der Morgensonne es trafen, und er hatte die Glocke oben im Giebel des Daches aufgehängt, aber geläutet hatte er sie noch nicht ein einziges Mal. Er wagte das nicht und wußte selbst nicht, aus welchem Grunde er es nicht wagte. Es war, als warte er auf einen Feiertag seiner Seele, um die Glocke zu läuten, und dieser Feiertag war noch nicht gekommen, seit er das Kainszeichen an sich gesehen hatte und seit jene Nacht des Karfreitag ihre Schatten über ihn gebreitet. Voll Andacht und Erinnerung an seine

menſchlichen Brüder hatte er das letzte Stück Brot aus dem Kloſter gegeſſen und ſeitdem von Wurzeln und Quellwaſſer gelebt. Denn das Gemüſe, das er ſorgſam in vielfältigen Samen mitgebracht hatte, war wohl in die Erde geſenkt, aber noch nicht reif geworden. Nur die erſten Triebe reckten ſich aus den Beeten, die einen Garten um die Hütte bildeten, und neben ihnen hatte Bruder Immanuel Blumen des Waldes gepflanzt, die einzigen Brüder, die er nun hatte, aber es waren ſchlafende Seelen, keine Menſchen und keine Tiere. Die Menſchen hatte er ja geflohen, um Gott zu ſuchen, und die Tiere flohen ihn, weil ſie Gottes Bildnis im Menſchen nicht mehr erkennen konnten. Die Menſchen haben es ſich ja in ſich zerſtört und Bruder Immanuel trug mit an ihrem Fluche. Es war ein karges Leben in dieſer Wildnis, aber mit ſehr wenig kann ein Menſch leben, der aufhört, ein Raubtier zu ſein, das ſchrecklichſte Raubtier, das die Schöpfung kennt, und der anfängt, ſeinen Leib zum Tempel ſeines Gottes und ſeines Ichs zu bereiten. Sehr ſeltſame Geſichte hatte Bruder Immanuel, wie alle ſie haben, die alſo leben.

Aber noch waren die Gesichte verworren, noch waren es nur die ersten Zeichen einer geistigen Welt, die hinter allen Dingen und Ereignissen Werden und Vergehen webt nach ewigen Gesetzen. Man muß warten, bis sich das klärt, bis die Bilder sich regen und die Gesetze reden, sehr lange warten. Man muß erst die Trübsal überwunden haben in sich und die große, eisige Einsamkeit, aber das dauert oft lange und es gehört viel Demut und Ergebung dazu. Der Weg nach La Vernia ist ein weiter Weg.

So wartete Bruder Immanuel in Demut und Ergebung. Aber daß die Wanderung begonnen hatte, das merkte er deutlich in seiner Seele. Man kann so sehr weit wandern, wenn man auch mit seinem Leibe an einem Orte bleibt, man kann so sehr viel sehen und hören, wenn die Ketten des Körpers sich lockern und man sich selber gewahr wird im Gefängnis dieser Erde. Gewiß hatte Bruder Immanuel in früheren Zeiten auch in seiner Zelle gefastet zur Bußübung, aber die Wirkung war eine andere gewesen, als sie hier war. In die Reinigung des Leibes strömten, ungehindert von allem Menschen-

tum, die Kräfte der Erde und des Himmels und füllten ihn wie eine Schale. Einschlafen und Erwachen waren nicht mehr so streng begrenzte Augenblicke, die Schwellen des Bewußtseins begannen sich auszugleichen und auch am Tage wanderte Bruder Immanuel umher wie eine leichte Gestalt in der erdenschweren, die ihm kaum mehr erschien als eine Hütte, aus Steinen und Pflanzen gewoben.

Auch die Dinge um ihn fingen an, sich zu wandeln. Er sah die Bäume und Blumen in ihren Farben und Formen, aber er fühlte etwas dabei, was diese Farben und Formen schuf, er hörte die Vögel in den Ästen singen und den fernen Ruf der Waldtiere, aber er empfand, daß diese Laute etwas bedeuteten, daß alles Leben eingebettet war in eine große, allumfassende Gemeinsamkeit. Es war ein Strom von fließendem Dasein, der alles umschloß, ihn selber, die Tiere, die Pflanzen und die Steine. Er brauchte auch nicht mehr, wie am Anfang seines Aufenthaltes in der Hütte, die Tage zu zählen und in ein Holz zu kerben, er fühlte es, wann die Natur Sonntag hatte und wann sie sich

anſchickte zu feiern. Es war Alleben in allem und er in ihm und leiſe regte ſich in ihm die Ahnung vom Wege der Erlöſung, Alleben in Alliebe zu wandeln. War nicht alle Schöpfung eine gemeinſame Bruderſchaft, mußte nicht der ältere Bruder ſich zum jüngeren neigen, unermüdlich und voller Erbarmen, daß die Erde entſühnt werde vom erſten Brudermord und ſeinen abertauſend anderen? Der älteſte Bruder aber war der Menſch, und er war es, der den Brudermord in die Welt gebracht hatte. Er war es, der zuerſt ſühnen und erlöſen mußte.

Da betete Bruder Immanuel darum, daß ihm Gott einen Bruder ſchenken möge.

Es war zu Pfingſten, daß er einen Bruder fand.

Er war, wie er es oft am Tage gewohnt war, tief in den Wald hineingegangen und hatte Wurzeln und Kräuter geſucht. Er ſpürte das Pfingſtwunder der atmenden Erde und hörte, wie der heilige Geiſt redete aus den Tannenkronen und aus den Blumen am Weg. Der Strom des Daſeins war ſtärker an dieſem Tage und er war erfüllt von etwas Neuem, Befreiendem, als wäre

die Erde aus feineren Stoffen gewoben als sonst. Sein eigener magerer Leib schritt lautloser und leichter über das Moos und sein Fuß knickte kaum noch die Grashalme am Wege. Die Vögel flohen nicht mehr, wenn sie ihn sahen und die Tiere des Waldes huschten nicht mehr so entsetzt ins Dickicht vor seinem Anblick. Auch er hatte eine Wandlung erfahren, in seinem Körper und seiner Seele, jene Wandlung, die über den Karfreitag zu Pfingsten führt.

Da vernahm er jammernde Klagelaute, und als er ihnen nachging, sah er ein Eichhörnchen, das sich in einer Falle gefangen hatte und voller Entsetzen die zerquetschte Pfote aus dem Eisen zu befreien suchte. Eine Pfingstfeier der Menschheit in Gottes Schöpfung. Bruder Immanuel übermannte das gleiche Gefühl, wie an jenem Abend seiner Ankunft in der Wildnis: es ist entsetzlich, ein Mensch zu sein!

Aber er zögerte nicht lange und befreite das arme Geschöpf vorsichtig und so schonend als möglich. Das Fangeisen vergrub er und das Eichhörnchen nahm er mit sich und trug es zu sich nach Hause in seine Hütte. Er

wuſch ihm die Wunde und verband ſie. Das Tier hatte keine Angſt vor ihm, es ſaß ruhig in ſeiner Hand und ließ alles mit ſich geſchehen. Die Pfote war gebrochen, aber vielleicht würde ſie wieder heilen, er wollte es wenigſtens verſuchen. Er brachte dem Eichhörnchen Waſſer, ſuchte ihm Tannenzapfen und baute ihm ein weiches Neſt aus Moos gerade unter dem Bildnis des Erlöſers. Das Tier redete in gurrenden Tönen, erſt ſehr aufgeregt und dann allmählich ruhiger. Schließlich ſchlief es ein und das Bild des Gekreuzigten ſtand über ihm.

Bruder Immanuel aber ging hinaus an die Quelle, wo er am Abend ſeiner Ankunft in der Verzweiflung ſeiner großen Einſamkeit gekniet hatte, und dankte Gott, daß er einen Bruder gefunden. Da geſchah etwas ſehr Seltſames. Aber vielleicht war es auch nicht ſeltſam, denn es war ja Pfingſtſonntag in der Natur. Am Bache entlang kam eine Geſtalt geſchritten, einem Menſchen ähnlich, nur völlig durchlichtet von einem Licht, das aus ſich ſelber kam. Die Geſtalt trug die Kutte der Franziskaner und Bruder Immanuel erkannte in ihr nach dem Bilde im

Kloſter ſeinen Meiſter Franziskus von Aſſiſi. Da kniete er nieder und verneigte ſich tief vor ihm und das Gleiche taten die Blumen am Bache und die Bäume, die an der Lichtung ſtanden.

Franziskus von Aſſiſi blieb an der Hütte Bruder Immanuels ſtehen, ſchaute hinein und machte das Zeichen des Kreuzes über dem verwundeten Eichhörnchen. Dann wandte er ſich und kam auf Bruder Immanuel zu.

„Geſegnet ſei dein Weg, Bruder Immanuel," ſagte er, „es iſt ein Weg voll Dornen, es iſt ein Weg voll Einſamkeit, aber er führt nach La Vernia, wo ich Jeſus Chriſtus ſah. Wenige gehn ihn heute und die Erde iſt voller Blut und Schuld, aber einmal werden ihn alle gehn müſſen, bis die Erde entſühnt iſt. Es iſt ſehr ſchwer voranzugehen, es ſind die älteren Brüder, die vorangehen müſſen, Bruder Immanuel. Aber es iſt leicht, ihn zu gehen, wenn man es weiß, daß man ihn für die jüngeren Brüder geht."

Da ſah Bruder Immanuel auf und er erblickte neben der Geſtalt des Franziskus von

Aſſiſi den Wolf von Agobbio und das Lamm, das der Heilige aus der Hand des Schlächters gerettet, und die Vögel, denen er gepredigt, ſaßen auf den Zweigen und hörten zu. Das alles war in dieſer Welt und doch nicht in ihr, es war in ein blaues klares Licht getaucht, das aus ſich ſelber kam.

„Ich war ſehr allein und bin nicht mehr allein," ſagte die Lichtgeſtalt und wies auf die Tiere, die um ſie herum waren, „auch du biſt allein geweſen, Bruder Immanuel, aber auch du wirſt nicht allein bleiben. Niemand bleibt allein, der den Weg des älteren Bruders geht. Gott hat dir heute einen kleinen Bruder geſchenkt, der bei dir bleiben wird und du bei ihm. Auch ich will dir etwas ſchenken, bevor ich gehe. Geſegnet ſei dein Weg, Bruder Immanuel."

Der Heilige von La Vernia ſchlug das Kreuz über Bruder Immanuel und es war, als ob das blaue Licht eine Brücke baute in eine blaue Ferne hinein und als ob Franziskus von Aſſiſi, begleitet vom Wolf von Agobbio, vom Lamme und von den Vögeln, hinüberſchritt in ein Land der Verheißung.

Als Bruder Immanuel ſich erhob und ſeine

irdiſchen Augen öffnete, da ſah er nicht nur die Dinge um ſich, ſondern er ſchaute in die Seele aller Schöpfung und er verſtand, was die Tiere redeten. Das war das Geſchenk des Franziskus von Aſſiſi für den, der ſeinen Weg gegangen war.

Da ging Bruder Immanuel in die Hütte, um nach ſeinem jüngeren Bruder zu ſehen. Das Eichhörnchen ſaß unter dem Bilde des Erlöſers in ſeinem Neſt und hielt einen Tannenzapfen in den Pfoten.

„Wie geht es deiner Pfote, mein kleiner Bruder?“ fragte Bruder Immanuel, denn er ſah, daß der Verband abgefallen war.

„Ich danke dir,“ ſagte das Eichhörnchen, „meine Pfote iſt geſund. Es war jemand da, der ſie geheilt hat. Es war ein älterer Bruder.“

Bruder Immanuel hörte die gurrenden Laute, in denen das Tier ſprach, aber er verſtand auch deutlich, was es ſagte. Er betrachtete die kranke Pfote und ſah, daß ſie geſund war, als wäre ſie nie verletzt worden.

Da neigte er ſich zu dem Eichhörnchen und umſchloß es mit beiden Händen.

„Wir wollen den Weg unſeres Lebens

zusammen gehen," sagte er leise, „es ist der Weg nach La Vernia, mein kleiner Bruder, und in das Land der Verheißung."

Die Sonne des Pfingstsonntags sank hinter den dunklen Tannenkronen wie verklärtes und durchlichtetes Blut und ein Feierabend voll Frieden breitete sich über die Wildnis. An diesem Abend geschah es, daß Bruder Immanuel zum ersten Male die Glocke läutete, die im Giebel seiner Hütte hing. Mit einer feinen, silbernen Stimme sang sie in der Waldeinsamkeit das Ave Maria.

Die Kette der Dinge

Es iſt wahr, ich habe Eier gegeſſen, die mir nicht gehörten," ſagte das Eichhörnchen und fuhr ſich mit der Pfote über das Geſicht, als wolle es eine ſündhafte Erinnerung fortwiſchen, „ich werde es aber nicht mehr tun, denn es kränkt die Vögel. Ich habe früher nur nicht daran gedacht, aber ich werde jetzt auch den Weg des älteren Bruders wandern."

Es iſt ſehr ſonderbar, wenn ein ſo winziges Geſchöpf ein ſo großes Wort ſagt, aber in der Kette der Dinge iſt die kleinſte Wandlung ein Ereignis.

Aber auch ſonſt hatte das Eichhörnchen vieles geleiſtet, ſeit es geſundet war. Es war von Baum zu Baum gehüpft, weit in den Wald hinein, und hatte überall verkündet, daß es einen älteren Bruder gefunden habe, der ihm die verletzte Pfote verbunden, und einen anderen, der ſie ihm geheilt. Auf dieſe ſehr merkwürdige, aber bei der Perſon des

Eichhörnchens durchaus glaubwürdige Geſchichte erſchienen zahlreiche Eichhörnchen vor der Hütte des Bruders Immanuel — erſt die näheren Verwandten, und ſpäter, als ſich die ſeltſame Begebenheit weiter herumgeſprochen hatte, auch die entfernteren Stammesgenoſſen. Sie brachten Beeren und zum Frühherbſt Nüſſe, um ſich erkenntlich zu zeigen. Man wollte auch etwas für die Erhaltung des älteren Bruders tun, nachdem er ſich ſo hilfreich erwieſen hatte. So ſammelten Bruder Imanuel und das Eichhörnchen Wintervorräte. Das Eichhörnchen verſtand es auch überaus kunſtgerecht, Pilze auf einen Zweig zu ſpießen und ſie dort trocknen zu laſſen. Lange Wegſtrecken konnten auf dieſe Weiſe zum allgemeinen Wohl aller Eichhörnchen mit Nahrung für den Winter verſehen werden. Bruder Immanuel zeigte ihm an, dieſe Pilze auf Schnüre zu reihen und ſie ſo zu verwahren.

Auch anderen Tieren war er in vielen Fällen hilfreich. Sie hatten keine Furcht mehr vor ihm, ſeit das Eichhörnchen für ihn gebürgt hatte, und zudem hatte ja das Eichhörnchen ſelbſt das Gelübde getan und mit

erhobener Pfote bekräftigt, keine Eier mehr zu essen, die ihm nicht gehörten. Es hatte dies auf die Vögel einen großen Eindruck gemacht und sie sahen ihrerseits ein, daß es wirklich etwas sehr Wunderbares sein müsse, was sich in der Waldhütte begeben habe. Auch hatte Bruder Immanuel mehrfach jungen Vögeln wieder ins Nest geholfen, die ihrer Kunst, zu fliegen, allzu früh vertraut hatten. Mehrfach geschah es, daß sich die Eltern dafür bedanken kamen und große Mühe und Sorgfalt bei gesanglichen Leistungen entfalteten. Manche bauten auch ihre Nester an der Hütte und es war viel Leben um den, der einmal so einsam war. Bruder Immanuel half auch einer Biene, die in eine sehr unglückliche Lage auf dem Rücken geraten war, wieder auf die Beine. Daraufhin kam eine Abordnung von Waldbienen zu ihm geflogen, setzte sich auf sein Gewand und die Oberbiene bedankte sich viele Male.

„Wir wollen dir auch sagen," summte sie, „daß wir stets für dich Honig in Bereitschaft halten. Es ist uns nur angenehm, wenn wir uns erkenntlich zeigen können."

Bruder Immanuel nahm das dankbar an, die Bienen hatten Überfluß und für ihn war es eine wertvolle Nahrung.

Eine Hirschkuh bot ihre Milch an, falls er welche benötige. Er hatte ihr Kalb befreit, das sich den Fuß in Schlingwurzeln gefangen hatte. Bruder Immanuel bedankte sich vielmals, aber er wollte der Hirschkuh keine Milch fortnehmen. Er käme auch so aus, sagte er.

„Jedenfalls denke daran, wenn jemand krank ist bei euch," sagte die Hirschkuh, „wir sind gerne bereit und eine von uns hat sicher Milch. Du brauchst uns nur zu rufen."

Immer deutlicher sah Bruder Immanuel, wie eng die Kette der Dinge alles Leben verbindet und wie der Mensch sie zerrissen hatte, daß ihre Glieder sich nicht mehr ineinander fanden. Nur die Raubtiere hielten sich noch zurück. Sie waren zwar von der Glaubwürdigkeit des Eichhörnchens, der Vögel, der Bienen und der Hirschkuh überzeugt, aber sie wollten doch erst das Weitere abwarten. Ein Mensch war denn doch ein zu gefährliches Geschöpf, um ihm so schnell zu vertrauen. Sie taten zwar Bruder Im-

manuel niemals etwas, aber sie hielten sich noch zurück und grüßten auch nicht, wenn er sie grüßte. Bruder Immanuel nahm das ergeben hin und wartete. Er konnte ruhig warten, er war ja nicht mehr allein.

Er lebte in der Kette der Dinge und sie in ihm. Es ist sehr viel, wenn jemand das erreicht hat. Man fühlt sich irgendwie geborgen und man hat den Strom erreicht, aus dem man einst entstanden ist.

Oft ging er weit in den Wald hinein, bis nahe an die Grenzen, wo das Land der Menschen begann. Dorthin begleitete ihn das Eichhörnchen nicht mehr. Es blieb dann zu Hause, ordnete Nüsse, turnte auf dem Dach der Hütte oder es lud sich jemand von seiner Familie zu einem Tannenzapfen ein. Sie sprachen dann über den Weg des älteren Bruders, soweit ihn ein Eichhörnchen gehen kann.

Auf einer solchen Wanderung aber geschah es, daß Bruder Immanuel einem Menschen begegnete. Sehr lange war das nicht mehr geschehen und er hatte das Gefühl, als sähe er seine Heimat in einem entstellten Bilde. Es war etwas, was anzog und abstieß zu

gleicher Zeit — Gottes Bildnis, das verzerrt war. Der Mann war ärmlich gekleidet und hatte eine verbundene Hand. Bruder Immanuel grüßte ihn und fragte ihn, was ihm fehle.

Der Mann sah ihn sonderbar an. Bruder Immanuel hatte nicht bedacht, daß er viele Monate nicht mehr unter Menschen gelebt hatte, daß seine Kutte zerrissen und sein Haar verwildert war.

„Ich habe mir die Hand gequetscht," sagte der Mann mißtrauisch und mürrisch.

Bruder Immanuel sah ihn sehr ruhig an, mit den inneren Augen, die er gewonnen und die der andere nicht hatte.

„Du hast die Hand in einer Falle gequetscht, die du den Tieren gestellt hast," sagte er, „es war in einer Lichtung, wo junge Birken stehen und eine Quelle aus dem Felsen fließt. Zu dieser Quelle kommen die Tiere nach Gottes Willen, zu trinken, nicht um in den Fallen der Menschen gefangen zu werden."

„Woher weißt du das?" fragte der Mann.

„Vom Geiste Gottes und vom Ungeist der Menschen," sagte Bruder Immanuel. „Ich

habe ein Geſchöpf aus ſolch einer Falle befreit, es lebt mit mir zuſammen und es iſt mein Bruder."

„Kannſt du hinter die Dinge ſehen?" fragte der Mann und er wußte nicht, ob es Furcht oder Freude war, was aus ihm ſprach.

„Niemand kann hinter die großen Dinge ſehen," ſagte Bruder Immanuel, „niemand, der ein Menſch iſt. Aber hinter die kleinen Dinge, die du meinſt, kann ich ſehen, als wären ſie aus Glas."

„Es iſt kein kleines Ding, ob meine gebrochene Hand wieder heilt oder nicht," erwiderte der Mann, „es wäre mir viel wert, wenn du mir das ſagen könnteſt."

„Sie wird nicht wieder heilen, ſo lange du Fallen ſtellſt, in denen die Pfoten der Tiere gebrochen werden," ſagte Bruder Immanuel, „aber ſie wird heilen, wenn du alle Fallen aufſuchſt und ſie vergräbſt, ſo daß ſich keiner deiner kleineren Brüder Schaden daran tun kann."

„Wie ſoll ich das?" ſagte der Mann, „ich lebe vom Fallenſtellen und vom Erſchlagen der Tiere, die ich in ihnen fange. Ich bin

zu töricht zu allem anderen von Kind an, man gibt mir keine Arbeit ſonſt im Dorfe."

Es war ein Einfältiger, aber vielleicht war es gut, daß es ein Einfältiger war, denn einer, der das hat, was die Menſchen Klugheit nennen, kann die Kette der Dinge nicht begreifen. Den Einfältigen aber hilft Gott, ſie ſind ihm noch nicht ganz ſo fern wie die anderen, die klug ſind in dieſer Welt.

Bruder Immanuel nahm den Einfältigen bei der Hand und ließ ihn in die Kette der Dinge ſchauen. Nur ein Weiſer kann einem Einfältigen das zeigen, keinem Klugen nach der Klugheit dieſer Welt. Da ſah der Einfältige, wie alle Ringe eine Kette bilden in Gottes Schöpfung und wie der Menſch dieſe Kette zerriſſen hatte, daß die Glieder ſich nicht mehr ineinander fanden. Er ſah auch, wie die jüngeren Brüder auf die Erlöſung durch die älteren Brüder warten und hoffen, und es ergriff ihn eine große Trauer um das, was er getan hatte, denn er ſah die vielen jüngeren Brüder, die verſtümmelte Glieder zu ihm erhoben und ihn des Brudermordes beſchuldigten.

„Ich kann das nicht wieder tun," ſagte

er leiſe und ratlos, „aber wovon ſoll ich leben? Ich bin arm und ſehr einfältig und die Menſchen lachen über jede Arbeit, die ich beginne.“

„Tue nach dem, was du geſehn haſt,“ ſagte Bruder Immanuel, „und Kirchen und Könige werden deine Arbeit ſuchen. Gott ſegne deinen Weg, lieber Bruder, denn es wird der Weg des älteren Bruders werden für ſeine jüngeren Brüder. Viele Kräfte ſind in der Kette der Dinge verborgen dem, der die Kette der Dinge geſehn hat.“

Damit ſchieden ſie voneinander.

„Wo kann ich dich wieder ſehen?“ fragte der Mann, „es kann ſein, daß ich deinen Rat brauche oder deine Hilfe, denn mir ſcheint es, als wäre ich jetzt ſehr allein unter den Menſchen.“

„Du wirſt mich finden, wenn du den Weg gehſt,“ ſagte Bruder Immanuel. „Aber es wird wohl ſo ſein, daß du eine Zeitlang ſehr einſam ſein wirſt. Eine Zeitlang iſt nichts, mein lieber Bruder, wenn du es recht bedenkſt.“

Dann wandte ſich Bruder Immanuel und das Dunkel der Tannen nahm ihn auf.

Der Einfältige aber ging hin und vergrub alle Fallen, die er gestellt hatte. Als er heimkam, war seine Hand geheilt. Er stellte keine Falle wieder auf und weigerte sich hartnäckig, als man es ihm auftrug. „Es ist ein Blöder," sagten die Leute und stellten selber die Fallen im Walde auf. Aber es fand sie keiner wieder. Der Einfältige suchte sie alle auf und vergrub sie. Niemand im Dorfe aber konnte das in Erfahrung bringen und so ließen sie es. Der Einfältige lebte eine Zeitlang sehr ärmlich und sehr einsam. Man gab ihm aus Gnade ein Stück Brot, aber keine Arbeit, weil er ein Blöder war, und man verspottete ihn. Er aber wartete geduldig auf die Kette der Dinge, denn er wußte, daß ihm seine Hand geheilt war an einem einzigen Tag. Eine Zeitlang ist nichts, dachte er bei sich und sagte es sich immer wieder, und doch war es sehr schwer.

Einmal aber nahm er ein Messer, um eine Gestalt zu schnitzen, die er geschaut hatte, denn er schaute viele Gestalten seit jenem Tage, als er die Fallen vergrub. Er schnitzte mühsam daran und dachte, es wäre weiter nichts, als ein Zeitvertreib, aber als es fertig

war, war es ein Kunstwerk und die Leute staunten es an. Er schnitzte das ganze Chorgestühl der Dorfkirche neu, sein Ruf zog weit ins Land hinaus, Klöster und Könige suchten seine Arbeit und er wurde hoch geehrt.

Alle nannten ihn Meister, er selbst aber blieb in sich gekehrt und sehr bescheiden. Er hatte ja in die Kette der Dinge geschaut und wußte, daß er den Weg des älteren Bruders ging. Er wußte, daß alle große Kunst nichts ist als ein Schauen der Schöpfung, Gott nahe und nahe den Tieren und Blumen und ferne der Klugheit dieser Welt. Er ahnte auch, daß seine sonst so ungeschickten Hände Meisterhände geworden waren, weil die Geschicklichkeit aller Tierpfoten, die er gerettet hatte, übergegangen war in ihn. Sehr wunderbar ist diese Welt, wenn man sie sieht, wie die Menschen sie nicht sehen, und sehr seltsam und sehr fein gesponnen ist die Kette der Dinge.

Die Bärin und ihr Kind

Bruder Immanuel arbeitete fleißig in seinem Garten zusammen mit dem Eichhörnchen. Er grub die Erde um mit einem Spaten, den er mit sich geschleppt hatte, und das Eichhörnchen scharrte vorsichtig kleine Löcher in die fertigen Beete und versenkte die Samenkörner darin. Es sammelte auch Samen für spätere Zeiten und entwickelte viele und große häusliche Tugenden. Die Vorräte für den Winter waren bescheiden, aber sie mehrten sich doch zusehends und es war auch darauf Bedacht genommen, daß sich Gäste einstellen würden, die nichts für die verschneiten Monate zurückgelegt hatten.

Ein Volk von Ameisen hatte sich ebenfalls an der Hütte angesiedelt, nachdem es um Erlaubnis gefragt und versprochen hatte, den Honig der Waldbienen nicht anzurühren. Auch einige Igel hatten sich eingefunden und boten sich eifrig zu Garten-

arbeiten an. Sie konnten eigentlich keine beſonderen Fähigkeiten namhaft machen, aber ſie hatten kleine und ſehr ſpaßhafte Kinder und Bruder Immanuel ließ ſie gewähren. Die Großen liefen geſchäftig hin und her und halfen graben, die Kleinen lagen auf der Wieſe und ſonnten ſich. Es war eine ſehr bewegliche Geſellſchaft. Sie beteuerten wiederholt, daß ſie ganz gewiß nicht die Mohrrüben anrühren wollten, die Bruder Immanuel gezogen hatte, obwohl gerade der Duft dieſer Seltenheiten ſie angezogen hatte neben all dem Löblichen, das ſie ſonſt über den älteren Bruder gehört. Bruder Immanuel teilte die Vorräte ein und gab den Igeln Mohrrüben und den Ameiſen Honig, aber nur am Sonntag, denn es war nicht viel von allem vorhanden. Die Tiere wiſſen ja genau, wann Sonntag iſt und die Bäume und die Blumen ahnen es.

So gingen die Tage in Nächte über und die Nächte in Tage und Bruder Immanuel fühlte es immer innerlicher, wie er eins wurde mit allem Leben um ihn.

Es geſchah dazwiſchen, daß Bruder Im-

manuel Beſuch erhielt vom Einfältigen, der ein Meiſter geworden war. Er fand den Weg in die Wildnis und zur Hütte ſeines älteren Bruders ohne jegliche Mühe, auch als er ihn das erſte Mal ging. Er brauchte nicht einmal zu ſuchen. Es war ein Leuchten um ihn, das ihm voranging, ſehr ähnlich jener Sicherheit, mit der er ſeine Werke vor ſich ſah und geſtaltete. Er brachte Brot mit, einige Werkzeuge und einfaches Leinen zu einer Kutte. Mehr wollte Bruder Immanuel nicht haben. Er hatte es allzu tief in ſich erfahren, wie ſehr man einen neuen Menſchen in ſich ſchafft, wenn man alles ſelbſt beſorgt, nur auf ſich geſtellt und auf die Geſetze der Natur, die einen umgeben. Es iſt, als erlebe man in ſich die Kindheit der Menſchengeſchichte noch einmal mit Bewußtſein und als würde die Erde wieder jung wie am erſten Tage.

„Wir alle, die wir vorwärtsgehen, müſſen erſt ſehr weit zurückgehen," ſagte Bruder Immanuel zum Einfältigen, der ein Meiſter geworden war, „viele Jahrtauſende müſſen wir zurückwandern, als die Kräfte ſich bildeten, die heute wirken. Es iſt, als müß-

ten wir zeitlos werden in uns. Der Körper muß biegſam und leicht werden, wie eine Pflanze, der Erde zugehörig und doch nicht an ſie gefeſſelt mit irgendwelcher Begierde, und die Seele muß ihrem Körper nicht mehr anhaften, als wie ein Falter, der ſich in einer Blüte birgt."

„Es iſt ſehr ſchwer," ſagte der andere.

„Es iſt nur am Anfang ſchwer," ſagte Bruder Immanuel, „dann kommt die große Einſamkeit und nachher iſt eigentlich alles ſehr leicht. Siehe, wenn ich heute Menſchen, Tiere, Bäume und Blumen betrachte, ſo ſchaue ich wohl alle ihre Farben und Formen, aber ich ſehe, daß es alles nur Körper ſind aus einem Stoffe, und ich ſehe die Kräfte, die alle Vielfältigkeit in der Einfältigkeit geſtalten. Es iſt, als würde der Baum, der eben vor uns ſteht, aus Glas und ganz durchſichtig. Hinter dem Wunderwerk ſeiner Rinde, ſeiner Äſte und Blätter ſehe ich das, was der eigentliche Baum iſt, es iſt die Teilſeele einer großen Seele und alle Seelen ſind irgendwie miteinander verbunden in der Kette der Dinge und harren auf eine Erlöſung durch den älteren Bruder."

„Ich möchte wie du den Weg des älteren Bruders gehen," sagte der Einfältige, der ein Meister geworden war.

„Gehst du nicht auch diesen Weg, wenn du deine Bilder in der Seele schaust und sie gestaltest, so daß andere sie sehen können mit ihren irdischen Augen?" sagte Bruder Immanuel, „rufst du nicht in anderen, die noch nicht wach sind, die Sehnsucht auf, die Erde zu entsühnen? Sehr verschieden, lieber Bruder, sind die Wege der älteren Brüder, aber sie alle leben in der Sehnsucht, die in den anderen noch schläft. Man muß sie erinnern an das, worin sie auch einmal waren, an eine schuldlose Erde, an eine Erde der Kinder, wie sie einst war und einmal wieder sein wird."

„Wann und wie wird diese neue Erde entstehen?" fragte der Einfältige, der ein Meister geworden war.

„Eine Zeitlang ist nichts, wenn du es recht bedenkst, lieber Bruder, und wo darüber entschieden wird, ist keine Zeit mehr. Geschaffen aber wird diese neue Erde aus dem Geist der Liebe in Sühne und in Sehnsucht. Dazu rufe auf, wir müssen

wach sein und wir müssen die rufen, die schlafen."

„Ich weiß oft nicht, was ich schaffen soll," sagte der andere. Es geschieht häufig, daß ein Meister das sagt. Nur die, welche keine Meister sind, sagen das niemals.

„Du mußt andere rufen und selber dem folgen, der dich ruft. Dein Rufer wird immer neben dir sein, wenn es an der Zeit ist. Gehe nun heim, lieber Bruder, und auf dem Heimweg wirst du jemandem begegnen, dessen Bildnis gestalte. Wir finden immer, was wir suchen, wenn die Seele auf dem Heimweg ist."

Da ging der Einfältige, der ein Meister geworden war, nach Hause und im tiefen Walde begegnete er jemand, den gestaltete er. Es war ein Mensch von großer Güte, mit einem Lichtschein um ihn herum, und ihm zur Seite gingen ein Wolf und ein Lamm und auf seiner Schulter saßen die Vögel des Waldes. So schuf der Einfältige, der ein Meister geworden war, das Bildnis des Heiligen von La Vernia. Es war dies die Krone seiner Werke.

Bruder Immanuel aber begab sich in

seine Hütte und legte sich auf sein Lager. Das Eichhörnchen schlief schon in seinem Nest unter dem Kreuze des Erlösers. Eine dunkle Nacht hüllte Wald und Wiesen in ihre tiefen Schatten und über der Hütte leuchteten die Sterne. Bruder Immanuel schlief nicht, er wachte und schaute durch ein kleines Fenster auf die Schrift der Sterne. Er hatte es nun gelernt, in der Schrift der Sterne zu lesen und auch in dieser Schrift begegnete er dem Bildnis des Franziskus von Assisi. Es stand groß und deutlich darin in Lettern, die niemals vergehen werden.

Es war schon spät, da geschah es, daß an die Türe der Hütte geklopft wurde. Es war das noch nicht geschehen — wer sollte in dieser Waldeinsamkeit an die Türe klopfen? Es war sehr unwahrscheinlich, aber Bruder Immanuel stand auf von seinem Lager und öffnete. Vor ihm im Dunkel der Nacht stand wie ein riesiger Schatten eine große Bärin. Es hätte einen anderen wohl grauen können, aber Bruder Immanuel sah, daß die Bärin in Not war, denn sie führte ihr Kind an der Tatze, das krank war.

„Ich habe gehört, daß du ein älterer Bruder biſt," ſagte die Bärin ſehr beſcheiden, „mein Kind iſt krank, vielleicht kannſt du ihm helfen."

Bruder Immanuel nahm das Bärenkind auf die Arme und bettete es ſehr ſorgfältig auf ſein eigenes Lager. Der kleine Bär ließ ſich ganz ohne Scheu und ſelbſtverſtändlich aufnehmen, die Bärin folgte langſam und etwas mißtrauiſch.

„Wir haben es mit einigen Kräutern verſucht, die wir kennen," ſagte ſie, „aber es hat diesmal nichts geholfen. "

„Man muß dazu noch andere Kräuter kennen, liebe Schweſter," ſagte Bruder Immanuel ſehr freundlich, „es iſt etwas auch in euch von der Verwirrung in der Kette der Dinge, ſonſt würdet ihr nicht krank werden können. Auch das wird einmal nicht mehr ſein."

Das Eichhörnchen hatte ſich knurrend und fauchend erhoben.

„Lieber Bruder," ſagte Bruder Immanuel zu ihm, „gehe und ſuche mir die Blume mit dem roten Kelch, die am Weg der Dornen blüht, und rufe die Hirſchkuh,

denn ich brauche etwas Milch, weil jemand krank iſt."

Das Eichhörnchen verſchwand im Dunkel und Bruder Immanuel deckte den kleinen Bären ſorgſam zu.

„Dieſes Heilkraut kennen wir nicht," ſagte die Bärin.

„Ihr werdet es auch kennen lernen im Wandel der Dinge. Es blüht am Wege, den die älteren Brüder gehen."

Dann nahm er ein Brot, beſtrich es mit Honig und bot es der Bärin an. Die Bärin beſchnupperte es, aber ſie war in Angſt um ihr Kind und wollte nicht eſſen.

„Wir wollen es beide zuſammen eſſen," ſagte Bruder Immanuel, „es iſt nicht nur gut für dich, weil du hungrig vom Wege und erſchöpft von der Sorge um dein Kind biſt. Es iſt auch ſonſt gut, wenn wir zuſammen das Brot eſſen. Es iſt dies kein gewöhnliches Eſſen, ſondern etwas ſehr Wunderbares, wenn wir beide zuſammen das Brot brechen. Es iſt für mich dann auch viel leichter, dein Kind zu heilen."

Da nahm die Bärin das Brot und ſie aßen beide zuſammen. Bruder Immanuel

aber ſetzte ſich neben das Lager des kleinen Bären und begann aus Holz eine einfache Kugel zu ſchnitzen.

„Iſt das ein Zaubermittel?“ fragte die Bärin und kroch mißtrauiſch näher, um es ſich anzuſehen. Irgendwie ſpürte ſie noch eine Sorge um ihr Kind.

„Das iſt kein Heilmittel,“ ſagte Bruder Immanuel ſehr freundlich, „das Heilmittel holt uns das Eichhörnchen und es wird bald da ſein. Dies hier iſt etwas ganz Einfaches. Es wird eine Holzkugel werden und dein Kind ſoll morgen früh damit ſpielen, wenn es aufwacht und wieder geſund iſt.“

Da leckte ihm die Bärin die Hände, welche die Kugel ſchnitzten, und jetzt glaubte ſie es, daß Bruder Immanuel ein älterer Bruder war.

Inzwiſchen war das Eichhörnchen zurückgekommen und hatte die rote Blume mitgebracht, die am Wege der Dornen wächſt. Draußen vor der Hütte ſtand die Hirſchkuh und Bruder Immanuel trat zu ihr hinaus.

„Ich danke dir viele Male, daß du gekommen biſt,“ ſagte er, „es iſt für die Bärin und ihr Kind, wenn du deine Milch hergibſt.“

„Für die Bären will ich nichts von meiner Milch geben," ſagte die Hirſchkuh, „ſie haben oft meinesgleichen geriſſen im Walde."

„Das iſt wohl wahr," ſagte Bruder Immanuel, „aber ſiehſt du, es iſt ihr Kind, und es kann nicht geſund werden, wenn du ihm nicht etwas von deiner Milch ſchenkſt. Nur dieſe Milch kann dem Kinde helfen, gerade weil die Bären dir Unrecht getan haben durch die Verwirrung in der Kette der Dinge. Du gehſt den Weg des älteren Bruders, wenn du es tuſt. Ich gehe auch dieſen Weg, ſonſt dürfte ich dich nicht darum bitten."

Da gab die Hirſchkuh von ihrer Milch und Bruder Immanuel dankte ihr viele Male dafür. Denn es war viel mehr, was ſie getan, als daß ſie ihre Milch hergegeben hatte. Ein Glied hatte ſich entwirrt in der Verwirrung der Kette der Dinge und ein Schritt war getan auf dem großen Wege der Erlöſung. Es war vielleicht nicht viel, was auf dieſer Erde des Scheins geſchah, aber in der Welt der geiſtigen Wirklichkeiten war es ein gewaltiges Ereignis.

Bruder Immanuel tat die rote Blume, die am Wege der Dornen blüht, in die Milch der Hirſchkuh in eine Schale und reichte ſie dem kleinen Bären. Das Bärenkind trank die Schale aus und ſchlief ſehr tief ein.

„Die Hirſchkuh, deren ihr viele geriſſen habt, liebe Schweſter, hat dir dieſe Milch gegeben," ſagte Bruder Immanuel zur Bärin. „Morgen iſt dein Kind geſund."

In der Seele der Bärin ging etwas vor, was ſie noch nie erlebt hatte. Es war dies eine wunderbare Nacht.

„Wir werden niemals wieder eine Hirſchkuh oder eines ihrer Kälber reißen in dieſem Walde," ſagte die Bärin, „ich werde das allen Bären ſagen und ſie werden das einſehen."

Das war wieder ein gewaltiges Ereignis in der Welt der geiſtigen Wirklichkeiten, wenn es auch nur ein Wort war in dieſer Welt des Scheins.

„Du kannſt jetzt ſchlafen," ſagte Bruder Immanuel zur Bärin, „ich werde bei deinem Kinde wachen."

Da legte ſich die Bärin zu ſeinen Füßen hin, atmete tief auf und ſchlief ein.

Am anderen Morgen erwachte ſie und ſah, daß ihr Kind in der Hütte umhertollte und mit einer hölzernen Kugel ſpielte. Dabei brummte es vor Vergnügen, denn die hölzerne Kugel war ſehr ſchön.

Da bedankte ſich die Bärin viele Male bei dem Eichhörnchen für die Mühe, die es gehabt, und bei Bruder Immanuel für das Wunder und die Heilung, die er vollbracht hatte.

„Ich allein kann keine Wunder tun und keine Heilung vollbringen," ſagte Bruder Immanuel, „aber ſiehſt du, die Wunder und die Heilung liegen in euch ſelber. Und wenn dein Kind geſund wurde, ſo dankſt du es dem Eichhörnchen, der Hirſchkuh und dir. Ich kann nicht mehr tun, als auf dem Wege des älteren Bruders vorangehen."

Da ahnte die Bärin, was geſchehen war, und ſie verabſchiedete ſich mit vielen Verneigungen von Bruder Immanuel und dem Eichhörnchen, und das Bärenkind tat dasſelbe und gab die Tatze zum Abſchied. Mit der anderen Tatze aber hielt es die Kugel aus Holz und die nahm es mit, um weiter damit zu ſpielen. Es war freilich nur ein

Spielzeug, aber es war ein Spielzeug, das ein älterer Bruder geſchnitzt hatte.

So ſchloß ſich wieder ein Ring in der Kette der Dinge.

In dieſem Walde wurde nie wieder eine Hirſchkuh oder ein Hirſchkalb geriſſen, und wenn Bruder Immanuel durch den Wald ging, dann grüßten ihn alle Raubtiere ſchon von weitem. Die Bären verneigten ſich, die Wölfe und Füchſe bellten leiſe und höflich und die Wildkatzen ſchnurrten, wenn ſie ihn ſahen.

Er aber ſegnete ſie alle mit dem Segen des älteren Bruders und er beſprach mit ihnen, daß auf dem Berge, auf dem ſeine Hütte ſtand, kein Tier dem anderen etwas tun dürfe.

Noch war die Kette der Dinge nicht entwirrt und noch mußte es geſchehen, daß einer den anderen riß zur Nahrung.

Aber auf dieſem Berge ſollte es nicht mehr geſchehen und die Tiere verſprachen es alle, es ſo zu halten, und ſie taten es auch.

So hatten die Tiere erfaßt, was Aſylrecht iſt, und dies war ein großes Ereignis auf der Erde und ein noch größeres Er-

eignis in der Welt der geistigen Wirklichkeiten und es war das größte der großen Ereignisse aus dieser wunderbaren Nacht.

Die irdene und die kristallene Schale

Es war nicht so, daß Bruder Immanuel nur mit den Tieren des Waldes allein lebte, es war auch nicht so, daß er keine menschliche Seele sah außer dem Einfältigen, der ein Meister geworden war. Gewiß wäre er auch dann nicht allein gewesen. Aber es war doch noch anders und so ist es immer, wenn jemand den Weg des älteren Bruders geht. Bruder Immanuel sah mit den inneren Augen, die sich ihm eröffnet hatten, nicht nur die Seelen der Tiere und die Kräfte der Pflanzen und Dinge, es geschah auch oft, daß er mit diesen inneren Augen Gestalten erblickte, die neben ihm hergingen oder die sich im Frieden seiner Hütte neben ihn setzten und mit ihm redeten, bei Tage und bei Nacht. Es waren dies ältere Brüder, die vor ihm seinen Weg gewandert waren und die nun die gleichen Wege bereiteten auf dem anderen Ufer dieser Welt. Es bauen ja Tote und Lebende an den

Brücken zum Lande der Verheißung und gießen die Seele der Erde in immer neue Formen. Die Menschen, die in einem Körper gefangen sind, haben es nur vergessen, daß sie vom anderen Ufer der Welt kamen und wieder zu diesem anderen Ufer gelangen, wenn sie der Tod in seinem Nachen über den dunklen Strom führt. Das ist gewiß sehr wesentlich, so wie die Menschen heutzutage geartet sind, aber es braucht gar nicht so wesentlich zu sein. Es ist eine kristallene Schale in einer irdenen. Ein Leib aus groben Stoffen, der einem feineren Leib die irdene Schale war, bleibt zurück und das ist alles. Man selbst lebt weiter in der kristallenen Schale, aber diesen feineren Leib hatte man auch, als man noch in der irdenen Schale war, nur achtete man nicht darauf, weil man nur auf die irdene Schale achtete. Im Schlafe wissen das die Menschen, weil sie dann ihre irdene Schale verlassen und vor ihr stehen in ihrem feineren Leibe, und sie wandern oft weit fort von ihrer irdenen Schale, die nur wie mit einem dünnen silbernen Bande mit ihnen verbunden bleibt. Im Tode löst

ſich auch dieſes Band, weil die irdene Schale nicht mehr brauchbar iſt und man ſie nicht mehr benötigt in der anderen Stofflichkeit des anderen Ufers. Aber iſt das ſehr weſentlich? Man lebt in der kriſtallenen Schale weiter, in der man immer lebte, auch als die irdene ſie noch umſchloß. Es iſt eigentlich ſehr einfach und die Menſchen merken es nur nicht, wie einfach es iſt, weil ihre irdene Schale zu dick und zu grob iſt und ſie alles vergeſſen, wenn ſie wieder in ihre irdene Schale hineintauchen. Es iſt darum auch ſehr wichtig, daß man ſeine irdene Schale feiner geſtaltet, ſo daß man noch einiges in ſie mitnimmt von einem lichteren Bewußtſein, wenn man vom anderen Ufer kommt. Denn es ſoll ja die irdene Schale die kriſtallene nur tragen, aber nicht verdunkeln, und die kriſtallene ſoll die irdene Schale durchlichten. Es iſt dies ein Geheimnis aus dieſer und jener Welt und man kann Leben und Tod nicht verſtehen, wenn man dieſes nicht verſteht.

In ſolchen feineren Leibern des anderen Ufers ſaßen die älteren Brüder, die über den Strom geſchifft waren, neben Bruder

Immanuel und redeten mit ihm über die Wege der älteren Brüder und über das Land der Verheißung. Es war dazwiſchen auch ſo, daß Bruder Immanuel ſeine irdene Schale im Schlafe verließ und in ſeiner kriſtallenen Schale die älteren Brüder auf dem anderen Ufer beſuchte, wenn er ſie ſprechen wollte. Er hatte dann nur darauf zu achten, daß das ſilberne Band nicht riß, das ihn mit ſeiner irdenen Schale verband und das ſich über den dunklen Strom ſpannte. Aber wer ſollte das wohl zerreißen, denn Bruder Immanuel lebte ja ferne von den Menſchen, die ſo etwas mit plumpen Händen greifen, und an ſeiner irdenen Schale in der Hütte wachte das Eichhörnchen und wartete geduldig, bis er wiederkam. Der dunkle Strom iſt ja auch nichts, als ein kleiner Bach für die, welche den Weg des älteren Bruders wandern, und es iſt nicht weit für ſie von dieſem Ufer zu jenem.

Ich muß das ſagen, damit man nicht denkt, das Leben Bruder Immanuels ſei einſam geweſen und weltferne. Es war nur das Unweſentliche, was ferne gerückt war, und das Weſentliche war nahe.

Es geſchah nun, als Bruder Immanuel einmal vor ſeiner Hütte mit den Geſtalten ſeiner älteren Brüder vom anderen Ufer ſaß und über das Weſen der Dinge redete, daß ſich ein großer Lärm im Walde erhob und viele Tiere angſtvoll dem Berge zueilten, auf deſſen Gipfel Bruder Immanuels Hütte ſtand.

„Es muß ſich etwas ſehr Schreckliches ereignet haben," ſagte das Eichhörnchen, das ſchon wach war, obwohl es um die erſte Morgenſtunde war. Aber es war ſehr lernbegierig und hörte gerne zu, wenn die älteren Brüder redeten. Sie waren auch immer alle ſo ſehr freundlich zu ihm.

Auf die Hütte zu kam mit lautloſen Flügelſchlägen eine große Ohreule geflogen und ſetzte ſich auf Bruder Immanuels Schoß.

„Es iſt ein König mit vielen Menſchen, Pferden und Hunden im Walde eingefallen zu einer großen Jagd. Sie führen ſchreckliche Spieße mit ſich und alle Tiere fliehen entſetzt zu deiner Hütte. Aber der Weg iſt zu weit und ſie haben auch ihre Kleinen mit ſich, die ſie nicht im Stich laſſen können, und ſo werden ſie ſich nicht retten können, wenn

du ihnen nicht hilfst. Ich bin gekommen, um Hilfe zu bitten, denn ich bin die einzige, die in der Dunkelheit so schnell fliegen kann."

Die Ohreule war sehr erschöpft und ihre Schwingen zitterten.

Da bat Bruder Immanuel seine älteren Brüder vom anderen Ufer und sie machten es, daß ein dicker grauer Nebel den König mit all seinen Menschen, Pferden und Hunden einhüllte. Über den Tieren des Waldes aber ging die Sonne auf und zeigte ihnen den Weg. Die Ohreule schloß geblendet die Augen und Bruder Immanuel brachte sie in seine Hütte, damit sie sich ausruhen und am Tage schlafen könne.

„Schicke die Vögel aus den Nestern deiner Hütte aus," sagten die älteren Brüder, „daß sie allen Tieren des Waldes sagen, sie mögen unbesorgt sein, der Nebel um den König und sein Gefolge wird nicht weichen, bis du es nicht willst, Menschen und Pferde werden nicht weiter eindringen und die Hunde werden keine Spur finden können."

Da flogen die Vögel aus in alle Richtungen des Waldes und waren froh, daß sie Frieden verkünden konnten.

„Warte bis zur Nacht," ſagten die älteren Brüder, „dann gehe hin und rede mit dem König. Er iſt ein Tor und er ſoll ein Weiſer werden."

„Wann muß ich ausgehen, damit ich zurecht komme?" fragte Bruder Immanuel, „wieviele Stunden Weges iſt es von hier?"

„Es iſt gleich, wie weit es iſt," ſagten die älteren Brüder, „gehe in deiner kriſtallenen Schale, wenn deine irdene Schale ſchläft, und wir werden bei dir ſein und dich geleiten."

Mit dieſen Worten gingen ſie zum anderen Ufer, Bruder Immanuel aber begab ſich in ſeine Hütte, reichte der Ohreule und dem Eichhörnchen ihr Eſſen und ſie warteten auf die Nacht.

Als die erſten Sterne am Himmel ſtanden, legte ſich Bruder Immanuel auf ſein Lager und verließ ſeinen grobſtofflichen Leib, mühelos, wie wenn man ein Kleid ablegt. In ſeinem feinſtofflichen Leibe aber ſtand er, ſeltſam durchlichtet, vor dem Eichhörnchen und der Eule und ſchlug das Kreuz am Bildnis des Erlöſers vor ſeiner Wanderung.

„Bleibe bei meiner irdenen Schale in der Hütte, lieber Bruder," ſagte er zum Eich-

hörnchen, „für dich ist dieser Weg zu weit. Aber meine Schwester, die Eule, ist das Fliegen gewohnt, sie kann mich begleiten."

Mit beinahe lautlosen Schwingenschlägen glitt die Eule ins Dunkel der Nacht und noch lautloser, noch wesenloser im Irdischen glitt die Gestalt Bruder Immanuels neben ihr hin und es gab für sie keine Hindernisse, keine Bäume und keine Äste. Sie war von einem Stoff, der durch alles hindurchdringt, was nicht vom anderen Ufer ist. Es ist dies sehr schwer, einem Menschen zu beschreiben, der nur im Bewußtsein seiner irdenen Schale lebt, aber es ist doch so und man muß es sagen, weil es wahr ist.

Im Jagdlager des Königs hatte niemand einen Schritt machen können den ganzen Tag über, weil man nichts mehr sah im dicken grauen Nebel, und alle waren mürrisch und verdrossen schlafen gegangen. Nur der König wachte und starrte finster in ein kleines Lagerfeuer vor seinem Zelt. Es ärgerte ihn, daß etwas stärker war, als er, und daß ihm sein Vergnügen gestört wurde.

Bruder Immanuel glitt vor ihn hin und die Eule setzte sich auf das Dach des Königs-

zeltes, denn sie wollte alles hören, was gesprochen wurde, um es nachher den Tieren des Waldes zu erzählen. Es war sehr sonderbar, aber auch die Hunde merkten nicht, daß jemand gekommen war. Vielleicht hatten sie es auch bemerkt, aber sie schlugen nicht an, weil sie ahnten, daß es etwas vom anderen Ufer war. Die Tiere sind oft klüger als die Menschen.

„Du mußt diesen Wald verlassen, lieber Bruder," sagte Bruder Immanuel zum König, „denn du bist hergekommen, um zu töten."

Der König sah erschrocken auf. Es war sonderbar, daß plötzlich ein fremder Mann vor ihm stand und daß seine Wachen ihn durchgelassen hatten. Noch sonderbarer war es, daß dieser Mann anders aussah als alle anderen, denn es war, als wäre sein Körper durchlichtet. Den König packte ein Grauen an, aber er besann sich, daß er König war und Herr dieses ganzen Gebietes.

„Ich bin nicht dein Bruder," sagte er, „ich bin der König dieses Waldes. Schere dich fort, hier hat niemand zu gebieten als ich allein."

Er wollte die Wachen rufen, aber er konnte es nicht.

„Du biſt noch nicht mein Bruder," ſagte Bruder Immanuel, „aber ich habe dich aus Güte ſo genannt, weil du es einmal ſein wirſt, früher oder ſpäter, je nachdem du es willſt. Aber einmal wirſt du es ſein müſſen und es iſt gut für dich, wenn es zeitig geſchieht. Der König dieſes Waldes aber biſt nicht du, Gott iſt der König dieſes Waldes und er hat ihn ſeinen Tieren geſchenkt."

„Du biſt ſelbſt ein Tier!" ſchrie der König wütend und griff nach ſeinem Speer.

„Ich bin der Bruder der Tiere und gehe den Weg des älteren Bruders, den auch du einmal wirſt gehen müſſen. Laß deinen Speer ſtecken, es iſt ſehr töricht, damit nach mir zu ſtoßen, denn ich bin nicht in meiner irdenen Schale, wie du es biſt."

„Ich weiß nicht, wer du biſt, und will es nicht wiſſen," ſagte der König, „geh fort von mir, du biſt mir unheimlich, geh fort von mir, ich gebiete es dir, ich bin der König."

„Das Gebot eines Königs, der kein geiſtiger König iſt, iſt etwas ſehr Lächerliches in der Welt vom anderen Ufer," ſagte Bru-

der Immanuel. Er ſagte das ſtill und freundlich, wie man eine Tatſache feſtſtellt. Es war kein Angriff in dieſer Rede und unwillkürlich mußte der König ſchweigen, denn er wußte nicht, was er antworten ſollte.

„Siehſt du, lieber Bruder," fuhr Bruder Immanuel fort und ſetzte ſich neben den König, „es iſt ſo, daß man viele Tauſende von Jahren zurückgehen muß, wenn man einen Schritt vorwärts tun will. Ich will dich zurückführen." Und er legte ihm die Hand auf die Augen, ſo daß des Königs irdiſche Augen ſich ſchloſſen und ſeine inneren Augen zu ſchauen begannen.

„Siehſt du die vielen Tauſende von Jahren zurück und vor Gott ſind ſie wie ein Tag? Alle Menſchen wandeln durch viele irdiſche Leben und alle Geſchöpfe mit ihnen, die verkettet ſind in der Kette der Dinge. Du ſagſt, daß du ein König biſt. Ich glaube das nicht, denn du biſt kein König im Land vom anderen Ufer. In deinem vorigen irdiſchen Leben warſt du der Diener eines Großen und wollteſt gerne ſelber ein Großer werden. Im Lande vom anderen Ufer warſt du ein Bettler mit dieſem Wunſche, aber der

Wunſch wurde dir erfüllt und du wurdeſt nach deiner Wiedergeburt ein König unter den Menſchen. Denn die Menſchen wählen ſich heute noch ihre Könige nicht unter den geiſtigen Königen, ſondern meiſt unter den Toren, weil ſie ſelber Toren ſind. Meinſt du, es iſt etwas Großes, unter den Toren der Größte zu ſein? Die Engel, die dich leiteten und dich gewähren ließen, dachten, du würdeſt vielleicht noch ein König werden, wenn deine Hände eine Aufgabe ergreifen, die du dir gewünſcht haſt. Aber du haſt nur befehlen und töten gelernt. Niemand, der befiehlt und tötet, iſt ein König. Du biſt ein Diener geblieben, ein Diener einer dunklen Macht, die du zu töricht biſt zu erkennen. Du wäreſt auch nie ein König geworden auf dieſer Erde, wenn die Menſchen es nicht noch verdienten, dich zum Könige zu haben. Biſt du immer noch ſtolz, ein König zu ſein?"

Der König ſah das, was Bruder Immanuel ſah. Denn er ſah das Leben mit ſeinen inneren Augen.

„Ich ſehe, daß ich ein Bettler bin und kein König," ſagte er. „Ich will dieſen Wald verlaſſen, ſobald der Nebel wieder weicht."

„Der Nebel wird weichen, wenn du es willst. Es ist nicht der Nebel des Waldes, der sich um euch gelegt hat. Meine älteren Brüder spannen diesen Nebel um euch aus euren eigenen Gedanken."

„Was soll ich tun?" fragte der König, der ein Bettler war.

„Töte niemals wieder," sagte Bruder Immanuel, „keinen Menschen und kein Tier. Heilige alles Leben, denn das allein ist Königtum. Gehe den Weg des älteren Bruders, wie ich ihn gegangen bin, denn herrschen darf nur, wer auch im kleinsten Geschöpf den Bruder achtet."

„Und wenn ich wie ein Heiliger lebe, ich muß Kriege führen, so lange ich ein König bin," sagte der König.

„Es braucht niemand zu kriegen, der weise ist," sagte Bruder Immanuel, „es ist so, daß nicht die Könige den Krieg führen, sondern der Krieg führt die Könige. Es ist ein Narrenseil voll Blut. Laß dich nicht vom Krieg führen und du wirst keinen Krieg zu führen brauchen, weder mit den Menschen noch mit den Tieren. Es ist so vieles vermeidbar dem, dessen kristallene Schale rein ist. Siehe, du

lebst im Bewußtsein deiner irdenen Schale und sie verdeckt dir das Land vom anderen Ufer und die Weisheit dieser und jener Welt. Ich habe diese irdene Schale abgelegt und ich bin bei dir in meiner kristallenen Schale. Lebe so, daß deine irdene Schale sich verfeinert und daß du dich selber schaust in deiner kristallenen Schale. Diese kristallene Schale aber mache so frei von aller Begierde, so rein und so klar, daß alles Licht vom anderen Ufer sich in sie ergießen kann. Denn dieses Licht ergießt sich in alle Schalen, die ihm bereitet sind. Dann wirst du ein geistiger König sein und kein irdischer König kann einen geistigen König besiegen. Halte deine kristallene Schale bereit in Sühne, Sehnsucht und Liebe, denn es ist die Schale des Grals, die jeder in sich trägt, den Gott geschaffen."

Lautlos, wie er gekommen war, verschwand Bruder Immanuel im Dunkel der Nacht und die Eule folgte ihm. Ebenso lautlos glitt er wieder in seine irdene Schale in der Hütte und legte sich zur Ruhe und das Eichhörnchen schlief in seinem Arm.

„Ich werde den Weg des älteren Bruders gehen," sagte der König, der ein Bettler ge-

wesen war, und wie er das gesagt hatte, schwand der Nebel und die Morgensonne kam. Ihre Strahlen fielen in eine kristallene Schale, die klar und rein geworden war und bereitet in Sühne, Sehnsucht und Liebe für den Gral. Der König aber war nun kein Bettler mehr, sondern er war wirklich ein König geworden.

Die Menschen schwiegen, die Hifthörner klangen nicht und die Hunde bellten nicht, als der König mit seinem Jagdgefolge nach Hause zog. Den Wald aber hat niemand mehr betreten, der töten wollte, seit jenem Tage. Der König jagte nicht mehr und er führte auch keine Kriege, denn es war so, daß der Krieg ihn nicht mehr führen konnte, seit er ein geistiger König war und seit er die Schale des Grales wissentlich in sich trug.

Die Eule aber erzählte es im ganzen Walde, was sie gehört und gesehen hatte, und sie galt seitdem als der weiseste Vogel unter den Tieren des Waldes. Denn sie redete von Sühne, Sehnsucht und Liebe und vom Geheimnis, das Tod und Leben umfaßt, von der irdenen und von der kristallenen Schale.

Gottes Gäste

Es ist eine schwere Zeit für die Tiere, wenn der Schnee fällt und die Wunder des Waldes in den Schoß der Erde zurücksinken. Viele Vögel ziehen fort, weil sie eine solche Kälte nicht ertragen können, und viele Tiere verkriechen sich in ihre Höhlen und Nester, um den Winterschlaf zu halten und auf der Schwelle zwischen dieser und jener Welt zu warten, bis sich die Keime des Lebens wieder zu regen beginnen. Diese Tiere haben es leichter als die anderen. Es gibt aber auch viele, die den Kampf mit dem Winter aufnehmen. Es muß wohl seinen Grund haben, daß sie es tun, vielleicht ist es eine Aufgabe im geheimnisvollen Laufe der Dinge.

Bruder Immanuel half ihnen mit den geringen Mitteln, die er hatte, aber er konnte nicht immer allen helfen, und es war dies ein sehr bedrückendes Bewußtsein für ihn.

Noch bedrückender empfand er diese Armut

den jüngeren Brüdern gegenüber, als Weihnacht herannahte. Er ſah es deutlich, daß Weihnacht kam, denn er ſah mit ſeinen inneren Augen, wie die Erde in ihren Tiefen immer leuchtender wurde, als ſtrahlten die vielen in ſie verſenkten Keime kleine Flammen aus und verbänden ſich gegenſeitig in ihren vielfältigen Formen zu einer Schrift des künftigen Lebens, das um Oſtern erwachen ſollte. Auch in den Bäumen, die im eiſigen Sturmwind ſtanden, war dieſes innere Leuchten und es war eigentlich ſo, daß der ganze Wald ein Meer von kleinen Lichtern war, obwohl das alles in Eis und Schnee wie in eine Decke des Todes verhüllt war. Aber der Tod iſt ja überall nur etwas Scheinbares. So nahm das innere Licht der Erde von Tag zu Tag zu und die heilige Nacht rückte immer näher.

Bruder Immanuel hatte reichlich Samen, den er gezogen, für die Vögel zurechtgelegt, Kohl und Rüben für die Hirſche, Rehe und Haſen, und Nüſſe und getrocknete Pilze für die Eichhörnchen und andere Nager. Für die Raubtiere und für die Fiſche im Bach hatte er Brot bereitgeſtellt, das ihm der Ein-

fältige, der ein Meister geworden war, zu dieser Zeit häufiger als sonst gebracht hatte. Aber Bruder Immanuel fragte sich, ob es für alle genügen würde, die er zur Weihnacht zu Gast bitten wollte. Denn es war ärmlich, wenn man bedachte, wie viele Tiere des Waldes kommen würden, wenn er sie rief.

Jedenfalls beschloß er, alles herzugeben, was er hatte, und das Eichhörnchen hatte fleißig geholfen, die Vorräte zusammenzustellen, so daß es hübsch und gefällig aussah und man gleich sehen konnte, daß es kein gewöhnlicher Tisch, sondern eine Feiertafel der Weihnacht war. Sonst hatte das Eichhörnchen bis zu diesen Tagen der Vorbereitung viel geschlafen, denn es vertrug den Winter auch nicht sonderlich gut. Nur dazwischen stand es auf, rieb sich die Augen mit den Pfoten, verspeiste eine Nuß oder einen getrockneten Pilz oder warf einige Äste in das Feuer, das Bruder Immanuel ständig unterhielt. Bruder Immanuel aber war schon lange vor Weihnacht in den Wald hinausgegangen und hatte allen Tieren, denen er begegnete, gesagt, daß er seine jüngeren Brüder einlade, Weihnacht mit ihm zu feiern,

und die Tiere hatten sich vielmals bedankt und es hatte es einer dem anderen weitergesagt.

Am Nachmittage vor der heiligen Nacht fachte Bruder Immanuel das Feuer in seiner Hütte an und öffnete die Türe in die weiße weite Schneelandschaft hinaus, so daß ein zuckendes Flammenspiel über sie hinlief. Die Türe hatte er mit Tannengrün bekränzt und vor der Hütte hatte er alle seine Vorräte ausgebreitet. Vor dem Bildnis des Erlösers aber brannte eine geweihte Kerze, die der Einfältige, der ein Meister geworden war, zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. Das Eichhörnchen saß davor und sah andachtsvoll in die ruhige und stille Flamme. Bruder Immanuel aber läutete die Glocke mit der feinen silbernen Stimme und rief die Tiere des Waldes zur Feier ihrer und seiner Weihnacht.

Als die Tiere die Glocke hörten, kamen sie in großen Scharen an und sammelten sich auf dem Gipfel des Berges und Bruder Immanuel bat sie, zu essen. Es sei dies alles, was er habe, und sie mögen das Brot mit ihm brechen zur Weihnacht des Waldes.

Nachher wolle er ihnen dann vom Wunder der Weihnacht erzählen.

„Wir bedanken uns viele Male," sagten einige Tiere für sich und alle anderen, „aber wir wollen dein Brot nicht essen. Wie sollst du sonst leben? Dazu sind wir nicht gekommen. Aber wir wollen gerne hören, wenn du uns das Wunder der Weihnacht erklärst. Wir fühlen das alle, wenn es über den Wald kommt, aber wir sind wohl noch zu jung, um es zu verstehen. Oder vielleicht ist es auch nur darum, daß es uns niemand erklärt hat. Es muß dies wohl auch ein älterer Bruder tun, denn es ist gewiß sehr schwer."

„Das Wunder der Weihnacht ist nicht schwer," sagte Bruder Immanuel, „es ist nur schwer für jene, die es nicht verstehen wollen, und die meisten Menschen wollen das nicht. Denn die Menschen feiern ihre Weihnacht, indem sie unzählige Gottesgeschöpfe töten. Diese Gottesgeschöpfe aber sind ihre Geschwister. So ist es eine entweihte Nacht und keine Weihnacht. Die Menschen sind ferne von der Weihnacht, weil sie ferne von der Liebe sind, und doch müssen sie zuerst in der Weihnacht und in der Liebe vorangehen,

denn sie sind die älteren Brüder. Es ist aber nicht so, daß ihr mein Brot nicht essen sollt. Ich habe es dazu für euch gesammelt und es werden viele von euch sehr hungrig sein. Es ist meine Weihnacht, daß ihr meine Gäste seid, und es ist meine und eure Weihnacht, wenn wir das Brot zusammen essen."

Da fingen die Tiere an, zu essen. Bruder Immanuel aber sah, daß es nicht reichen würde, denn viele von den Tieren waren sehr hungrig und ihre Zahl war sehr groß. Da wandte er sich an das Bild des Erlösers mit der geweihten Kerze davor und sagte: „Ich bitte dich, daß meine Geschwister satt werden, wenn sie mit mir das Fest deiner Weihnacht feiern."

Es begann schon zu dunkeln, aber mit einem Male wurde es ganz hell auf dem Berge. Zwei große Engel standen zu beiden Seiten der Hütte und der Schnee und das Eis begannen zu schmelzen, denn die Engel hatten die heißen Quellen gerufen, die unter dem Berge flossen, daß sie heraufkämen und die Erde erwärmten. Über die schneebefreite Erde aber streckten beide Engel die Hände aus und da wuchsen Gras und Blumen und

viele andere Pflanzen aus dem Boden hervor, auch ſolche, die ſonſt niemals hier gewachſen waren, ſo daß der Berg grün war, wie im Frühling, und die Tiere überreich hatten, ihren Hunger zu ſtillen. Auch die Raubtiere aßen davon und wurden ſatt und es ſchmeckte ihnen ſo gut, wie ſie ſich das niemals gedacht hätten, denn es war Weihnacht und alle Geſchöpfe, die ſich zu ihr bekannten, waren wieder Kinder geworden, wie es einſtmals war und wie es wieder einmal ſein wird im Lande der Verheißung, wenn die Erde entſühnt iſt. Die Engel aber gingen zwiſchen den Tieren umher und redeten mit ihnen, wie man mit ſeinen jüngeren Geſchwiſtern redet. Sie ſagten den Tieren, daß ſie auch ihnen einmal die Geburt des Erlöſers verkündigt hätten, als der Stern über Bethlehem ſtand. Und es war den Tieren, als erinnerten ſie ſich an etwas, was ſie vergeſſen hatten, was ſie im Grunde ihrer Seelen gewußt hatten und was ſich nur verwirrt hatte durch die Verwirrung in der Kette der Dinge. Die Erde aber blühte mitten aus dem Winter heraus und die beiden Ufer der Welt berührten ſich. Auch die

Erde hat ihre irdene und ihre kristallene Schale und es war, als wäre diese kristallene Schale durch die irdene hindurchgedrungen und habe sie durchlichtet mit der Liebe zu allen Geschöpfen — und es wird dies auch einmal so sein, wenn alle den Weg des älteren Bruders gegangen sind.

Als alle Tiere satt waren, setzte sich Bruder Immanuel zu ihnen und das Eichhörnchen kletterte auf seine Schulter. Er aber erzählte den Tieren vom Wunder der Weihnacht, als die Liebe in die Erde geboren wurde, um sie immer mehr und mehr zu durchlichten, und er erzählte, daß dieses geschah, als ein König geboren wurde in einer ärmlichen Krippe und in einem Stalle, und die Tiere hätten dabeigestanden und den König in der Krippe gesehen. Über dem König aber und den Tieren habe der Stern von Bethlehem geleuchtet. Da verstanden die Tiere, daß dies der wirkliche König der Erde sein müsse, weil keine Krone, sondern ein Stern über seiner Wiege gestanden. Es ist dies ein Geheimnis der Schöpfung und doch ist es so einfach zu verstehen wie das Wunder der Liebe.

„Es ist dies der einzige Weg zur Er-

lösung," sagte Bruder Immanuel, „daß alle älteren Brüder den jüngeren Brüdern vorangehen in Sühne, Sehnsucht und Liebe. Es hat auch der König, der nicht unter einer Krone, sondern unter einem Stern geboren wurde, zu den Menschen gesagt, daß sie hinausgehen mögen in alle Welt, zu predigen das Evangelium aller Kreatur, aber die Menschen waren nicht eines guten Willens und sie sind es heute noch nicht. Es war dies das Licht, das in der Finsternis schien, aber die Finsternis hat es nicht begriffen. Die Menschen sind den Menschen und den Tieren nicht ältere Brüder geworden, sondern Tyrannen und Mörder und darum tragen sie das Zeichen Kains auf ihrer Stirne und alle Geschöpfe Gottes fliehen, wenn sie Gottes Ebenbild sehen. Darum habt auch ihr mich geflohen, weil ich nicht war wie der Heilige von La Vernia, und weil ich das Kainszeichen der Menschheit auf meiner Stirne trage. Glaubt es mir, liebe jüngere Brüder, es ist entsetzlich, ein Mensch zu sein, wenn man den Weg der Liebe wandeln will und wenn man es voller Grauen begreift, daß man ein Gezeichneter ist in Gottes Schöpfung."

„Wir ſehen kein Zeichen mehr an deiner Stirne," ſagten die Tiere. „Es iſt nicht mehr ſo, daß du ein Kainszeichen trägſt."

Da barg Bruder Immanuel das Geſicht in den Händen und weinte, zum erſten Male ſeit jenem traurigen Abend, als er auf dieſem Berge angekommen war. Aber es waren dies andere Tränen, als an jenem Abend der Einſamkeit, und die Engel ſtellten ſich neben ihn und ſchloſſen ihre Schwingen über ihm und über dem Eichhörnchen, das ſein erſter Bruder geworden war.

Es war dies die Weihnacht Bruder Immanuels und ſeiner Brüder, der Tiere. Als die Tiere ſich verabſchiedeten, traten ſie eines nach dem anderen zu Bruder Immanuel hin. Die Vögel ſetzten ſich auf ſeine Hand, die Hirſche und Rehe verneigten ſich und die Fiſche grüßten im Bach, und die Wölfe, die Wildkatzen, die Füchſe, die Haſen, die Eichhörnchen und alle anderen gaben ihm die Pfote, ſo wie der Wolf von Agobbio dem Heiligen Franziskus von Aſſiſi die Pfote gegeben hatte, als er ihm ſein Gelübde ablegte.

„Wir danken dir viele Male für alles, was du uns geſagt haſt," ſagten die Tiere,

„und wir bedanken uns auch bei den Engeln und bei dir für alles, womit ihr unseren Hunger gestillt habt. Es ist sehr viel, was heute geschehen ist, und es sind auch viele unter uns, die den Weg des älteren Bruders gehen wollen, soweit als dieses heute möglich sein wird in der Verwirrung der Kette der Dinge."

„Ich habe euch zu Gast haben wollen und es ist für mich etwas sehr Heiliges gewesen, dies zu tun," sagte Bruder Immanuel, „aber ich selbst habe das größte Geschenk dabei empfangen. Es ist auch so, daß ihr nicht meine Gäste wart, sondern ihr seid Gottes Gäste gewesen, denn er selbst hat euch an seinen Tisch der Liebe geladen."

Der Berg, auf dem Bruder Immanuels Hütte stand, blieb immer grün seit jener heiligen Nacht, Winter und Sommer, und es war kein Schnee und kein Eis mehr auf ihm zu sehen im Wandel der Jahre, so daß alle Tiere, die auf ihm Asylrecht gelobt hatten, ihre Nahrung fanden und nicht zu darben brauchten.

Es war, als wäre ein Stück der Erde entsühnt und eine Brücke auf ihm erbaut

worden hinüber zum Lande der Verheißung.

Die Tiere aber vergaßen es niemals wieder, daß Bruder Immanuel sie zu dieser Weihnacht des Waldes gebeten hatte, daß die Engel mit ihnen geredet hatten und daß sie Gottes Gäste gewesen waren.

Es ist nun nicht mehr viel zu erzählen von dieser Geschichte, denn es ist ja auch nur eines ihrer vielen Kleider, in das ich sie gekleidet habe. Es ist gewiß eine sehr einfache Geschichte, aber gerade darum ist sie ohne Zeit. Sie hat sich schon viele Male begeben vor vielen hundert Jahren, sie geschah gestern und sie geschieht heute und sie wird noch viele Male geschehen müssen, denn es ist ein langer Weg, bis die Erde entsühnt ist. Ich kann es auch nicht sagen, wie lange Bruder Immanuel mit seinem Eichhörnchen und den anderen Tieren zusammen in diesem wunderbaren Walde gelebt hat. Man könnte auch vielleicht denken, daß das Eichhörnchen nach dem Laufe der Dinge hätte eher sterben müssen als sein älterer Bruder. Aber das ist nicht richtig und es mag sein, daß Bruder Immanuels irdisches Leben verkürzt oder das irdische Leben des Eichhörnchens verlängert wurde. Das alles ist unwesentlich

und in der Welt der geistigen Wirklichkeiten stehen nur die wesentlichen Dinge verzeichnet. Aus dieser Welt habe ich sie abgelesen — wo hätte ich sie auch sonst lesen können? In der Welt des anderen Ufers aber waren das ganz große Ereignisse, wenn es hier auch nur eine unscheinbare und sehr einfache Geschichte ist. Denn es ist so, daß die großen Ereignisse immer hinter den Dingen liegen. Ich kann es auch nicht sagen, in wie langer Zeit sich diese Ereignisse, die ich erzählt habe, begeben haben. Sie geschahen ja eigentlich im Reiche der geistigen Wirklichkeiten und dort gibt es nicht das, was wir die Zeit nennen. Denn die Zeit ist etwas Unwesentliches für den, der außer ihr lebt. Es ist dies vielleicht schwer zu verstehen, aber ich muß das alles so sagen, weil es wahr ist.

So geschah es einmal — und ich weiß nicht, wann das geschah — daß Bruder Immanuels Engel zu ihm trat. Es war dies sein Schutzengel, wie ihn ein jeder hat für seine irdische Wanderung.

„Bruder Immanuel," sagte er sehr freundlich, „du mußt dich nun bereiten, den silbernen Faden zwischen deiner irdenen und

deiner kristallenen Schale zu lösen und an das andere Ufer zu kommen, um dort den Weg der älteren Brüder weiter zu bauen."

„Das will ich gerne tun," sagte Bruder Immanuel, „aber ich möchte meinen jüngeren Bruder nicht allein lassen, denn er hat sich nun ganz gewöhnt, seinen irdischen Pfad mit mir zusammen zu wandern, und er ist mir ein so guter Bruder gewesen, wie es nicht viele gibt."

„Wir haben das bedacht," sagte der Engel, „es kommen alle Geschöpfe, die Gott schuf, ans andere Ufer in ihrer kristallenen Schale. Du brauchst deinen kleinen Bruder nur auf den Arm zu nehmen, wenn wir dich zur Reise rufen."

„Wir werden nun bald zusammen über eine Brücke gehen, mein kleiner Bruder," sagte Bruder Immanuel zum Eichhörnchen, „es ist dies nicht wesentlich und ich werde dich auf dem Arm tragen, so daß du es gar nicht merken wirst, ob es ein kurzer oder ein weiter Weg ist. In dem Lande aber, in das wir kommen, wirst du erkennen, was wesentlich ist, und daß alles, was hier wesentlich war, geblieben ist, als habe sich nichts verändert."

Und als der Einfältige, der ein Meister geworden war, ihn besuchte, sprach er zu ihm: „Es ist dies das letzte Mal, mein lieber Bruder, daß wir auf diesem Ufer zusammen sind. Du mußt nun nicht mehr kommen, sondern wenn du mich sehen willst, so rufe mich, bevor du einschläfst, so daß wir uns in unserer kristallenen Schale begegnen können."

„Das wird für mich sehr schwer sein," sagte der Einfältige, der ein Meister geworden war, „denn ich bin nicht so weit wie du auf dem Wege, den wir beide wandern."

„Siehst du, es ist niemand weit oder nahe," sagte Bruder Immanuel, „denn das Ziel ist zeitlos, wenn du es recht bedenkst. Wir wandern ja beide den Weg des älteren Bruders auf diesem und auf jenem Ufer und dieser Weg ist ein vielfältiger für viele Geschöpfe, so daß niemand sagen kann, was nahe und was weit ist. Du aber mußt hier noch viele Werke schaffen, auch wenn ich jetzt gehe."

„Es wird für mich eine traurige Zeit werden, bis ich auch gehen darf," sagte der Einfältige, der ein Meister geworden war.

„Das mußt du nicht denken," sagte Bruder Immanuel, „eine Zeitlang ist wenig, wenn du es recht bedenkst, vielleicht ist es gar nichts. Es ist ja auch so, daß sich die Kette der Dinge immer mehr entwirrt. Gott segne deinen Weg, lieber Bruder, denn es ist der Weg des älteren Bruders auf diesem und auf jenem Ufer."

Und Bruder Immanuel nahm Abschied von dem Einfältigen, der ein Meister geworden war. Es war dies am Abend eines Tages und eines Lebens. Aber der Abend eines Lebens ist nicht mehr als der Abend eines Tages und es ist auch nur auf diesem Ufer, daß es Abend wird.

Am anderen Morgen, als die Sonne aufging, trat Bruder Immanuels Engel wieder zu ihm. „Du mußt nun ans andere Ufer kommen," sagte er freundlich.

Da legte sich Bruder Immanuel auf sein Lager in der Hütte und nahm das Eichhörnchen in den Arm. Es war sehr sonderbar. Die Züge seines Engels veränderten sich, sie wurden bleich und ernst, seine Schwingen wurden schwarz und sein Gewand dunkel. Es war, als habe der

Todesengel ihn abgelöst und stünde nun an seiner Stelle. Leise lockerte sich der silberne Faden zwischen der irdenen und der kristallenen Schale. Dann wandelten sich die Züge des Todesengels in die Züge des Erlösers am Kreuze, die Schwingen wurden golden und das Gewand weiß und durchsichtig wie durchlichteter Schnee. Da löste sich der silberne Faden zwischen der irdenen und der kristallenen Schale. Es war um die Osterzeit, als dies geschah. Ich kann es nicht sagen, ob es gerade am Ostersonntag war. In der Hütte Bruder Immanuels aber war es Ostersonntag geworden.

Die Vögel, die auf dem Dach der Hütte nisteten, trugen die Kunde von Bruder Immanuels Tode zu den Tieren des Waldes und es war eine große Trauer unter ihnen, daß ihr älterer Bruder von ihnen gegangen war. Denn sie waren die jüngeren Brüder und noch lebten sie ja im Bewußtsein dieses Ufers. Aber in solcher Trauer ist die Erkenntnis des anderen Ufers und darum muß sie sein auf dieser Welt, bis sich einmal beide Ufer vereinigen.

In unabsehbaren Scharen kamen die Tiere

des Waldes auf den Berg gewandert, auf dem Bruder Immanuels Hütte ſtand. Eines nach dem anderen traten ſie in die Türe der Hütte und betrachteten Bruder Immanuels irdene Schale, die friedvoll mit dem Eichhörnchen auf dem Arme dalag, das Bildnis des Erlöſers über ſich. Es war ganz ſtill und die Morgenſonne malte goldene Zeichen an den Wänden.

Auch die Tiere waren ſtill und es ſtörte keiner den anderen. Nur zwei große Bären klagten laut, als ſie in die Türe der Hütte traten, und die Tränen liefen ihnen über die Schnauze. Es waren dies eine Bärin und ihr Sohn. Der Sohn der Bärin war kein Bärenkind mehr wie damals, ſondern er war ſtark und gewaltig geworden und noch höher als ſeine Mutter, wenn er aufrecht ſtand. Eine hölzerne Kugel aber hielt er in der Tatze, trotzdem er kein Bärenkind mehr war. Nur ſpielte er heute nicht mehr damit.

Ich kann nicht erzählen, welche Tiere alle vor Bruder Immanuels Hütte kamen, es wäre zu viel, ſie alle aufzuzählen, und es iſt auch nicht weſentlich. Weſentlich war nur, daß ſie alle ſich vereint fühlten als jüngere

Brüder vor dieſem Totenbett. Das aber war ein wirkliches und großes Ereignis und das iſt nicht immer ſo, wenn jemand ſtirbt.

„Wir wollen unſerem älteren Bruder ein Grab graben," ſagte der Bär und ließ die hölzerne Kugel vorſichtig ins Gras gleiten, wie man ein Heiligtum hinlegt.

Dann gruben die Bärin und ihr Sohn ein Grab für Bruder Immanuel und ſein Eichhörnchen in der Hütte. Sie legten beide ſorgſam hinein, ſchütteten Erde darüber und bedeckten ſie mit Blumen.

Noch eine kleine Weile ſtanden die Tiere vor dem Grabe ihres älteren Bruders. Dann wandten ſie ſich traurig, um in den Wald zurückzugehen, jeder allein zu ſeiner Behauſung. Und es war eine große Verlaſſenheit in ihnen allen.

Wie ſie ſich aber umwandten, ſahen ſie, daß Bruder Immanuel mitten unter ihnen ſtand, mit dem Eichhörnchen auf dem Arm.

„Es iſt nicht ſo, daß ich von euch gegangen bin, liebe Brüder," ſagte er, „es iſt nur ſo, daß ich meine irdene Schale abgelegt habe, und ich ſtehe vor euch in meiner kriſtallenen Schale. Es iſt dies das große Geheimnis

des Daseins, das Tod und Leben umfaßt, so wie es die Eule euch erzählt hat, denn sie hat es gesehen. Es ist ein großes Geheimnis, aber es ist sehr einfach. Ich muß nun auf dem anderen Ufer die Wege der älteren Brüder bereiten helfen, aber ich gehe nicht fort von euch, denn ich will jeden Tag zu euch kommen und nach euch sehen, und es wird niemand von euch allein sein. Es sind immer ältere Brüder um die jüngeren, denn es ist dies der Weg der Erlösung in Sühne, Sehnsucht und Liebe."

Da begriffen die Tiere die große Gemeinsamkeit, die alle Geschöpfe Gottes vereinigt, und sie waren sehr dankbar, daß sie das gesehen hatten. Sie verstanden auch, daß niemand allein bleibt, der eines guten Willens ist, und daß auch das kleinste Geschöpf einen Begleiter hat auf seiner unscheinbaren Wanderung. Da wich die große Verlassenheit von ihnen und sie gingen nach Hause.

Um Bruder Immanuels Hütte rankten sich wilde Rosen und hüllten sie ein in einen Mantel von Blüten. So blieb sie der Tempel eines Stückes der Erde, das entsühnt war. Franziskus von Assisi aber führte einen

Menschenbruder und einen Tierbruder über die Brücke zum anderen Ufer.

Diese Geschichte hat sich schon viele Male begeben vor vielen tausend und vielen hundert Jahren, sie geschah gestern und sie geschieht heute und sie wird noch viele Male geschehen müssen, bis das Kainszeichen der Menschheit getilgt ist und sich die Kette der Dinge entwirrt. Viele wanderten den Weg des älteren Bruders für seine jüngeren Brüder, viele wandern ihn heute und es werden ihn noch sehr viele wandern. Es ist ein Weg voll Dornen in Sühne, Sehnsucht und Liebe und über ihm steht der Stern von Bethlehem. Aber erst wenn alle ihn wandern, wird die Erde entsühnt sein und ihre beiden Ufer werden sich vereinigen zum Lande der Verheißung.

Verlag Walter Seifert
Stuttgart-Heilbronn

MANFRED KYBER

Märchen

26. — 30. Tausend.

Mit acht Kunstblättern von O. Poetzelberger
In Ganzleinen gebunden R.-Mk. 5.—

★

Aus der Presse: Manfred Kyber, dessen tiefgründige, von heimlichem Lächeln, von der feinen kleinen, nie verletzenden und doch so prickelnden Bosheit des Weisen glitzernde Geschichtlein „Unter Tieren" weite Kreise sich zu Freunden gemacht haben, schenkt hier dem deutschen Volke ein Märchenbuch, das Märchenbuch der neuen Zeit, das sich neben Grimmschen Volksmärchen, neben Andersens Kunstmärchen seinen Platz erobern wird. Die innige Liebe zur Natur, die aus jedem echten Märchen spricht, die den Tieren menschlichen Geist, den Dingen menschlichen Odem leiht, schlägt hier mit feinem silbernem Hammerschlag an lauschende Menschenherzen — und am Ende des Büchleins ist es, als wenn man aus einem tiefen klaren Quell gestiegen ist. Man kehrt immer wieder zu ihm zurück, denn es ist der Quell der Güte, der allebendigen Liebe, der ewigen Wiederkehr, der aus den Sonnenaugen dieses Dichters rinnt.

★

WERKE VON MANFRED KYBER

IM SELBEN VERLAG:

Meister Mathias, dramatisches Gedicht. Uraufführung am Kgl. Schauspielhaus Berlin 1908. 2. Auflage

Der Schmied vom Eiland. Gedichte. 3. Auflage

Halbmast geflaggt, Nordische Geschichten. 2. Auflage

Unter Tieren. Erster Band. 91. bis 99. Tausend
Jubiläums-Ausgabe 100. Tausend

Unter Tieren. Zweiter Band. 1. bis 10. Tausend

Drei Mysterien. (Der Stern von Juda — Die neunte Stunde — Der Kelch von Avalon.) 2. Auflage
Uraufführung am Landestheater Stuttgart und Reval 1925

Genius astri. 33 Dichtungen. 4. und 5. Tausend

Märchen. 26. bis 30. Tausend

Das wandernde Seelchen. / Der Tod und das kleine Mädchen. Zwei Märchenspiele. Uraufführung am Stadttheater Rostock 1922. 4. Auflage

Grotesken. 6. bis 10. Tausend

Küstenfeuer. Drama. 2. Auflage

Der Königsgaukler, ein indisches Märchen. 6. bis 10 Tausend

Stilles Land, Gedichte. 2. Auflage

Tierschutz und Kultur. 4. und 5. Tausend

BERLINER MORGENPOST, BERLIN
Der Geist dieser Märchen ist der Geist der Güte und Liebe zu allen Geschöpfen und Dingen, der alles — selbst Schwäche, Torheit, Leid und Tod — licht und leuchtend macht.

DÜSSELDORFER TAGEBLATT, DÜSSELDORF
Da ist alles schillernde, frohe und lachende Farbe, geistvolles und duftiges Leben zugleich, mag nun der Stil in seiner köstlich kindlichen Plauderart oder der wertvolle Gedankeninhalt zuerst in Betracht gezogen werden. Theodor Etzel beurteilt Kyber als den, der dem deutschen Volke sein modernes Märchen beschert habe. Er sagt kaum zuviel Lobes damit. Unstreitig dürfen seine Märchen zu unserem besten Literaturgut gerechnet werden.

MANNHEIMER GENERAL-ANZEIGER, MANNHEIM
Was Kybers Märchen von anderen vorteilhaft unterscheidet, ist seine glänzende Erzählerkunst, die feine Darstellungsgabe, wie seine reiche Phantasie, die ihn zu einem der besten Märchenschreiber stempelt. Wir sind überzeugt, dass Kybers Märchen bald Gemeingut des deutschen Volkes sein werden.

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG, STUTTGART
Unserer nur aufs Äussere gestellten Zeit tut solch innerliches Werk not. Gerade den Erwachsenen, die angewidert sind von dem Gebaren der Umwelt, geht bei diesen Märchen der tiefe erzieherische Sinn auf und man empfindet schmerzlich, welchen Reichtum der kindlichen Vorstellungswelt wir uns so klug Dünkende doch entbehren. Wir kommen wieder in ein neues, aber innigeres Verhältnis zur Schöpfung.

SAALE-ZEITUNG, HALLE A. SAALE
Man mag durch diese ungekünstelt einfachen und doch so sprühend farbigen und duftigen Wunderblüten hie und da wohl an die kindlich heiteren und rührenden Märchen des Volksmundes erinnert werden, vor allem auch an des freundlichen Andersen Zauberkraft — aber Kybers unvergleichlich liebenswürdige Kunst bietet grössere Fülle und tiefere Innigkeit, weil sie, alle alten und ewigen Erfordernisse und Vorzüge achtend und einend, aus dem Gefühlsborn der Gegenwart erblüht ist.

MITTELDEUTSCHE ZEITUNG, ERFURT
Manfred Kyber, dessen tiefgründige, von heimlichem Lächeln, von der feinen kleinen, nie verletzenden und doch so prickelnden

Bosheit des Weisen glitzernde Geschichtlein ‚Unter Tieren' weite Kreise sich zu Freunden gemacht haben, schenkt hier dem deutschen Volke ein Märchenbuch, das Märchenbuch der neuen Zeit, das sich neben Grimmschen Volksmärchen, neben Andersens Kunstmärchen seinen Platz erobern wird. Die innige Liebe zur Natur, die aus jedem echten Märchen spricht, die den Tieren menschlichen Geist, den Dingen lebendigen Odem leiht, schlägt hier mit feinem silbernem Hammerschlag an lauschende Menschenherzen — und am Ende des Büchleins ist es, als wenn man aus einem tiefen klaren Quell gestiegen ist. Man kehrt immer wieder zu ihm zurück, denn es ist der Quell der Güte, der allebendigen Liebe, der ewigen Wiederkehr, der aus den Sonnenaugen dieses Dichters rinnt.

SCHWÄBISCHER MERKUR, STUTTGART
Kyber hat sich besonders durch seine Märchen einen Namen gemacht, die einen ganz eigenartigen Dichter von echter Naturverbundenheit, reicher Phantasie, gütigem Wesen und zugleich scharfem Geist und schlagender Sprache als Schöpfer voraussetzen. Bald in heiterem Spiel, bald in zugespitzter Satire, bald in einer an den heiligen Franz oder die Inder anklingenden Allbeseelung wirken sie immer gleich stark und eigenwüchsig.

ULMER TAGBLATT, ULM A. DONAU
Als Manfred Kyber vor Jahren einige wenige erste Märchengeschichten veröffentlichte, sprach die Kritik begeistert und zuversichtlich die Hoffnung aus, dass dieser berufene Dichter dem deutschen Volke das moderne Märchen bescheren werde. Das mit so hoher Erwartung vorgeahnte Buch liegt nun vor: ein unerschöpflich reicher Schatz — mögen ihn viele Tausende entdecken und geniessen, sich selbst zur Freude, dem Dichter zum Dank!

STUTTGARTER NEUES TAGBLATT, STUTTGART
Man denkt manchmal an Andersen, mit dem Kyber die schlichte sinnige Art einer Poetisierung des Kleinen und die leise liebenswürdige Ironie gemeinsam hat.

THEODOR ETZEL IN „DIE LESE" STUTTGART
Dass das Buch von der Kritik einmütig als ein Meisterwerk eigener Art anerkannt wurde und zugleich auch einen auffallend starken Erfolg hatte, ist ein schöner Beweis dafür, dass vom heutigen Lesepublikum das wahrhaft Gute nicht immer erst nach

des Dichters Tod gewürdigt wird. Das Buch enthält mehr als stofflich und dichterisch reizvolle Tiergeschichten, es enthält und gibt wahre Güte, wahre Liebe, wahres Mitgefühl und andererseits so köstlich liebenswürdige und eben darum gar eindringliche Abmahnung von aller Eitelkeit und Kleinlichkeit und Niedrigkeit.

BERLINER MORGENPOST, BERLIN
Der vornehmlich durch sein Drama „Meister Mathias" uns bekannte Verfasser hat sich in diesem Werk mit grosser Liebe der Tiere angenommen. Diese Reihe ergötzlicher Tiergeschichten malen mit einer Anschaulichkeit vorzüglich beobachtete Lebensereignisse der Tiere, dass man glaubt, man habe Menschen vor sich. Und das ist gerade, was der Dichter erreichen will. Es ist ein graziös geschriebenes Buch, das dem Leser nicht nur Stoff zum Lachen gibt, sondern auch einen nicht zu unterschätzenden ethischen Wert hat.

BERLINER ZEITUNG AM MITTAG, BERLIN
Ein origineller Humor erfüllt Manfred Kybers neues Buch „Unter Tieren". Der Verfasser sagt in seinem Vorwort: „Tiere haben ihre Tragik und ihre Komik wie wir — um ein Geschöpf zu verstehen, muss man in ihm den Bruder sehn." Aus diesem Verständnis heraus sind die kleinen Skizzen entstanden, die mit feiner Satire an Menschliches, Allzumenschliches rühren. Meisterhaft sind die modernen Tierfabeln in Idee und Ausführung.

LITERARISCH. ZENTRALBLATT FÜR DEUTSCHLAND
Manfred Kyber ist ein Meister des modernen Märchens. Das hat er auch in seinem neuesten Buch „Unter Tieren" bewiesen. Ein prächtiges Buch, das viel Verständnis, viel warm Empfundenes, viel Geistreiches und fein Satirisches enthält. Manche der kurzen Skizzen von den Taten und Meinungen der Tiere sind köstliche kleine Kabinettstücke.

WIESBADENER TAGEBLATT, WIESBADEN
Was Grandvilles Tierzeichnungen einst so ergötzlich ausdrückten, ist hier in Worte gefasst.

GENERAL-ANZEIGER DER BADISCHEN NEUESTEN NACHRICHTEN, MANNHEIM
Das Buch ist eine Originalität, es sind reizende humorvolle Geschichten, eine ergötzlicher geschrieben wie die andere.